

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 103 (1993)

Artikel: Familie Horlacher von Umiken in Katharinenfeld/Georgien
Autor: Baumann, Max / Belart, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-883889>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Familie Horlacher von Umiken in Katharinenfeld/Georgien

In der Jahreschronik der Brugger Neujaarsblätter 1932 stehen unter dem 14. April die folgenden lapidaren Sätze:

«Aus Georgien (Kaukasus) kehrt die Familie Horlacher, deren Vorfahren 1830 ausgewandert waren, zurück. Sie ist ein Opfer der Revolution.»

Diese karge Mitteilung mag erstaunen: Dass in den Krisenzeiten des 19. Jahrhunderts Tausende von Aargauern ihre Heimat als «Wirtschaftsflüchtlinge» verlassen haben, ist allgemein bekannt; meist verloren sich ihre Spuren schon bald. Dass aber Nachkommen von Auswanderern nach Generationen – wiederum als «Wirtschaftsflüchtlinge» – in die Heimat ihrer Vorfahren «zurück»-kehrten, muss als atypisch bezeichnet werden. Die Neugier war bald geweckt, sowohl beim Regionalhistoriker als auch beim Lehrer von Umiken. Erste Nachforschungen setzten ein. Sie ergaben zwar, dass die obige Zahl 1830 auf einer Verwechslung beruhte, brachten aber aus Archiven und Gesprächen mit den letzten Direktbetroffenen das Material für eine ganze Familien-Saga zusammen, die hier – knapp zusammengefasst – festgehalten sein soll.

Die Auswanderer

Jakob Horlacher, der Stammvater der «Russland-Umiker», wurde am 16. August 1830 geboren. Er war das sechste von sieben Kindern des Naglers Kaspar Horlacher und der Katharina Obrist ab der Platte in Riniken. Die Eltern hatten als sehr junge Leute im Hungerjahr 1817 heiraten «müssen»; ihre Existenzgrundlage in Umiken war vermutlich so schmal gewesen, dass die junge Familie sich nach einigen Jahren entschloss, in das Elternhaus der Ehefrau nach Riniken zu übersiedeln. Hier kam denn auch Jakob zur Welt. Im Frühling 1835 gelang es Kaspar und Katharina Horlacher jedoch, in

Umiken eine bescheidene Liegenschaft zu erwerben. Es handelte sich um den mittleren Teil einer steinernen Häuserzeile mit Strohdach (heute Villnachernstrasse 15, Familien Schaffner/Gloor) samt Scheunen-Anteil. Kaspar Horlacher musste dem Verkäufer Isaak Horlacher, alt Sigrist, dafür 800 Gulden oder 1200 alte Aargauer Franken bezahlen; davon erlegte er 750 Franken in bar; möglicherweise stammte dieses Geld aus dem Vermögen seiner Ehefrau, welche ihm insgesamt 850 Aargauer Franken einbrachte. Am 11. Juli 1835 zog das Ehepaar mit sieben Kindern im Alter von einem bis siebzehn Jahren in diesem neuen, bleibenden Heim ein. Der damals fünfjährige Jakob verbrachte also hier den grössten Teil seiner Kindheit, und er besuchte auch die Schule in Umiken.

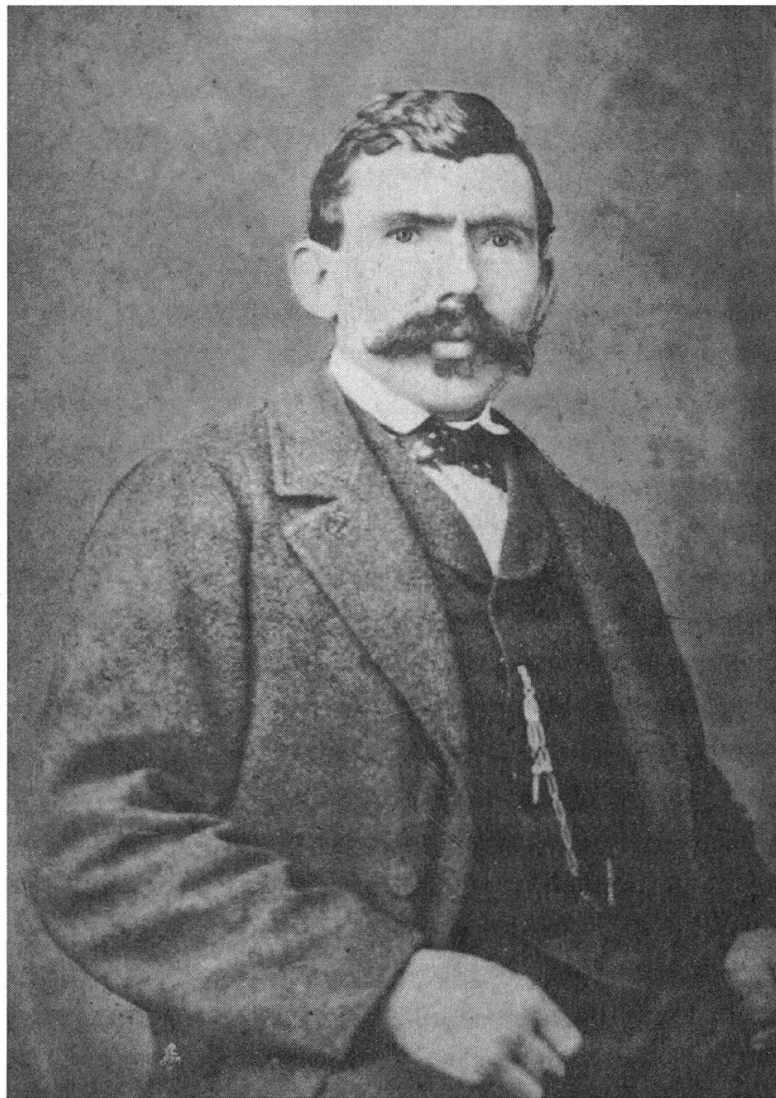
Womit brachte Vater Kaspar seine grosse Familie durch? – Zunächst bewirtschaftete er sein eigenes Land, insgesamt zwölf Parzellen (etwa 4 Jucharten oder 1½ ha) meist schlechtes Acker-, Wies-, Reb- und Holzland; dazu war er berechtigt, die Allmend der Gemeinde mitzunutzen. Dies mochte zur Selbstversorgung der Familie mit Getreide, Gemüse und Kartoffeln sowie knapp zur Haltung einer Kuh ausreichen. Für alle andern Auslagen (z.B. die Schuldzinsen) brauchte er zusätzliche Erwerbsmöglichkeiten. Ob sein Naglerberuf ihm viel einbrachte, ist zu bezweifeln; die Steuerbücher nennen ihn aber zusätzlich Tagelöhner, Samenhändler und Hausierer. Damit gehörte die Familie Horlacher zur breiten, ärmlichen Kleinbauernschicht Umikens. Dennoch sass er von Anfang 1839 bis Ende 1843 im Gemeinderat.

Die Kinder wurden zweifellos zur Landarbeit herangezogen. Von den Söhnen betätigte sich der älteste, allerdings schon 1843 verstorbene Johannes als Baumwollweber; Abraham und Samuel wurden Schuhmacher, Kaspar arbeitete bei der Eisenbahn und Jakob erlernte das Handwerk eines Mühlenbauers; die beiden Töchter Elisabeth und Susanna haben wohl als Tagelöhnerinnen, Mägde oder Fabrikarbeiterinnen etwas hinzuverdient. – Auf längere Sicht konnte auch in der Familie Horlacher nur eines der Kinder daheim bleiben, nach alter Tradition der jüngste Sohn, also Kaspar, der Eisenbahnarbeiter. In Umiken lebte ferner die Schwester Susanna, welche den damaligen Gemeindeschreiber Jakob Horlacher heiratete. Die übrigen Geschwister mussten sich ausserhalb ihrer Heimatgemeinde eine eigene Existenz aufbauen. Von diesen blieb nur der

Schuster Samuel in der Schweiz, nämlich in Zürich. Alle andern verliessen auch ihr angestammtes Vaterland: Elisabeth, verheiratet mit Johannes Scheidegger von Huttwil BE, wanderte nach Amerika aus. Abraham trat in die französische Fremdenlegion ein und leistete seinen Militärdienst in Algerien, und Jakob sollte letztlich in Georgien landen.

Über Jakobs Jugendzeit haben wir keine weiteren Nachrichten. Er wohnte anscheinend bis zur Erreichung der Volljährigkeit zu Hause in Umiken. Erst in November 1850 stellte ihm der Gemeinderat einen Heimatschein aus; danach dürfte er die Lehre als Mühlenmacher angetreten haben. Unter dem 12. Juni 1853 erhielt Horlacher das Lehrabschluss-Zeugnis und – gestützt darauf – vier

*Der
Auswanderer:
Jakob Horlacher
(1830–1881).*



Tage später sein Wanderbuch, welches die Nachkommen als wertvolles Dokument wieder in die Schweiz gerettet haben. Es vermittelt uns das folgende Signalement: «Grösse: 5 Fuss 8 Zoll Schweizermass (= 1,74 m), Haare schwarzbraun, Stirne nieder, Augenbrauen braun, Augen braun, Nase gross, Mund gross, Zähne gut, Bart braun, Kinn spitz, Gesichtsform rundlich, besondere Zeichen: keine». – Das einzige erhaltene Foto aus späteren Jahren zeigt uns einen behäbigen Mann von eher gedrungener Gestalt mit Schnurrbart, wulstigen Lippen und forsch blickenden Augen.

Die damals übliche, ja vorgeschriebene Gesellenwanderung führte Jakob Horlacher für die ersten zwei Jahre in den Kanton Zürich (Bezirke Horgen und Hinwil). In dieser Zeit starb seine Mutter. Im Mai 1855 hielt sich Jakob nochmals zu Hause auf. Von hier aus bemühte er sich damals um ein Visum zur Einreise nach Frankreich, welches ihm die französische Gesandtschaft in Bern für ein Jahr erteilte. Nach zwei Wochen Arbeit in Basel und fünf Wochen bei einem Mechaniker in Are (Département Haute-Saône) langte er am 5. Juli 1855 in Dijon an, wo er während längerer Zeit in der Konstruktionswerkstätte Uhler aîné Anstellung fand. Nach Ablauf der Aufenthaltsbewilligung kehrte er Anfang April in die Schweiz zurück. Ende Februar 1857 erhielt er ein zweites Visum für Frankreich; es zog ihn wieder zu Uhler nach Dijon, wo er vom April 1857 bis Februar 1858 arbeitete. Er kehrte über Mühlhausen nach Bern zurück, bemühte sich sofort um ein drittes Visum für Frankreich und fand dann nochmals für einige Wochen eine Anstellung bei Uhler, welcher am Bau der Eisenbahnlinie Besançon-Belfort beteiligt war.

Horlacher wollte aber noch mehr von der Welt sehen; er reiste nach Marseille, bewarb sich beim Generalkonsul um ein Visum für das damals noch türkische Zypern und meldete sich am 7. Mai 1858 beim Schweizer Konsul ab. Jakob arbeitete in der Folge während vollen sieben Jahren in Larnaka, einer Hafenstadt mit etwa 5000 Einwohnern im Südosten der Insel, wo er eine grosse Weizenmühle und artesischen Brunnen gebaut haben soll. Er verdiente recht gut und lebte sparsam. Sein ältester Sohn charakterisierte ihn später: «Er war ein sehr mässiger Mensch, er rauchte nicht und war auch kein Trinker, hasste auch das Kartenspiel, Jassen usw., besuchte auch nie eine Wirtschaft ...» Da Kost und Logis in seinen Honoraren

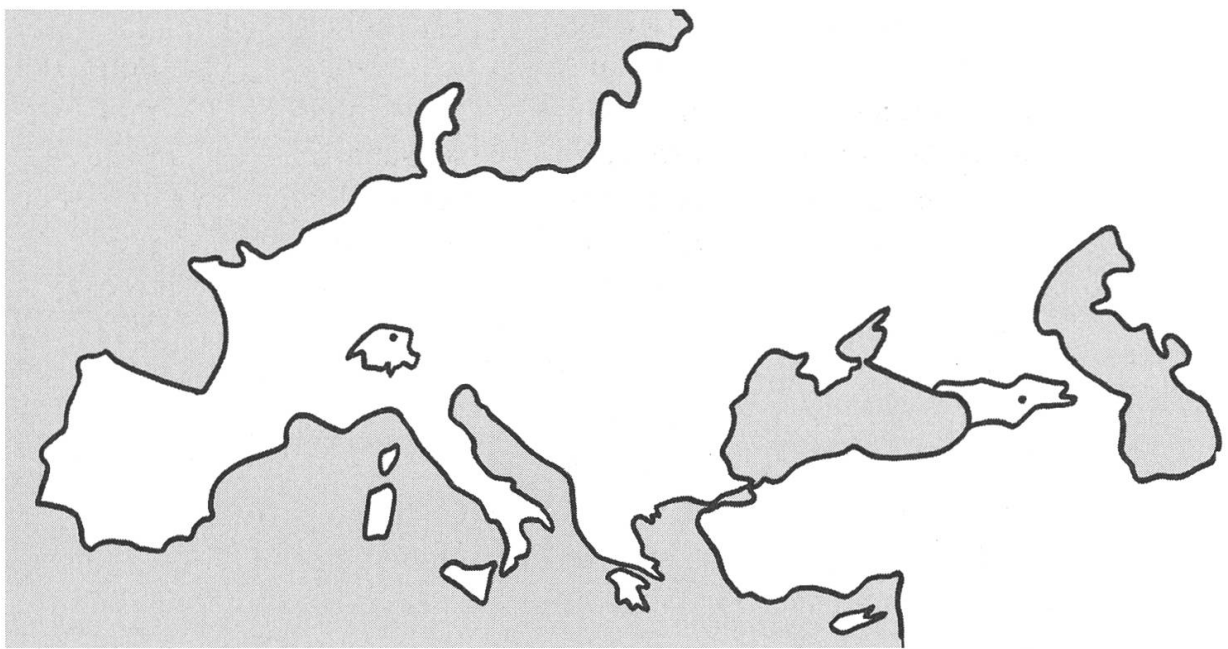
jeweils eingeschlossen waren, konnte er ansehnliche Geldsummen in die Schweiz schicken, die sein gleichnamiger Schwager, der Gemeindeschreiber von Umiken, verwaltete. – Doch wieder lockte den mittlerweile 35jährigen Junggesellen die Ferne – diesmal Amerika, das klassische Auswandererland jener Zeit. Mitte Juli 1865 erhielt Horlacher in Larnaka ein Visum zur Einreise in die USA. Sein Entschluss stand aber noch nicht endgültig fest. Jedenfalls hielt er sich zwischen Oktober 1865 und April 1866 in Alexandrien (Ägypten) auf, vermutlich ebenfalls in Anstellung. Im Mai 1866 kehrte er nochmals in die Schweiz zurück, wo ihm der Schwager Rechenschaft über die Verwaltung seines Vermögens ablegte. Unter Vorweisung seines Visums für New York überschritt er am 1. Juni die französische Grenze bei St. Louis. Über die folgenden Monate enthält das Wanderbuch keinen Eintrag; vielleicht reiste er damals in Frankreich umher, vielleicht hielt er sich in Paris auf, vielleicht auch machte er damals jene schicksalhafte Begegnung, die alle Amerika-pläne über den Haufen warf und seinem Leben nochmals eine ganz andere Richtung gab: Gemäss mündlicher Überlieferung soll Jakob Horlacher nämlich einen armenischen Kaufmann, dessen zwei Söhne in Paris in Ausbildung waren, kennengelernt haben; dieser erzählte ihm von Georgien und wollte ihn für den Bau einer Mühle in Tiflis engagieren. – Von Amerika war fortan nicht mehr die Rede. Den Winter 1866/67 verbrachte Horlacher ein letztes Mal in Dijon; die Konstruktionswerkstätte hiess nun Bosshardt-Uhler. Dann reiste er nach Marseille. Dort erteilte ihm der russische Generalkonsul unter dem 10. Februar 1867 (nach russischer Zeitrechnung) das Visum für Georgien: «Bon pour Tiflis».

*

Was konnte einen bestanden Schweizer im 19. Jahrhundert bewegen, in ferne russische Lande auszuwandern? – Zunächst ist zu bemerken, dass unser heutiges Bild vom fernen Russland durch das Denken in zwei Blöcken mit «Eisernem Vorhang», «Kaltem Krieg» und Abschliessung der «kommunistischen Welt» geprägt ist. Darüber geht oft vergessen, dass Russland seit jeher zu Europa gehörte und bis zur bolschewistischen Revolution, ja bis in die 1930er-Jahre

intensive wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen zu Mittel- und Westeuropa unterhielt. Bekanntlich hat besonders Zar Peter der Grosse (1689–1725) sein Reich gegen Westen geöffnet. Seither waren ausländische Offiziere, Ärzte, Wissenschaftler, Professoren, Architekten und Baumeister, aber auch private Hauslehrer, Erzieher, Gouvernanten und Kindermädchen in Russland willkommen. Es war dann die Zarin Katharina II. (1762–1796), welche auswanderungswillige Bauern im Ausland anwerben und in dünnbesiedelten Gegenden als eigentliche Kolonisten und unter speziellen Vergünstigungen ansiedeln liess. So wanderten bereits zwischen 1762 und 1765 über 30 000 meist Deutsche an die untere Wolga aus. Unter Zar Alexander I. (1801–1825) – selbst von einem waadtländischen Privatlehrer erzogen – waren Schweizer besonders erwünscht. 1805 gründeten 60 Familien auf der Krim die Kolonie Zürichthal; zusammen mit deutschen Siedlern kamen später weitere Dörfer dazu. Auch in der Umgebung der Stadt Odessa am Schwarzen Meer entstanden deutschsprachige Kolonien, und 1823 legten Waadtländer Weinbauern die Siedlung Schaba in Bessarabien an. So wuchs die Zahl der Schweizer in Südrussland derart, dass die Eidgenossenschaft 1820 ein Konsulat in Odessa eröffnete.

Jakob Horlachers Ziel bildeten aber nicht diese südrussischen Kolonien, sondern, wie gesagt, Georgien – und Georgien kann nicht einfach mit Russland gleichgesetzt werden: Zusammen mit ihren armenischen und tatarischen (heute aserbeidschanischen) Nachbarn wohnen die Georgier zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer, also südlich des Grossen Kaukasus, welcher diese Völker als hohe, natürliche Schranke von Russland trennt. Historisch gesehen sind die engen Beziehungen zwischen Russen und Georgiern erst jüngeren Ursprungs. Die Georgier dürfen sich nämlich zu den alten Kulturvölkern des nahen Orients zählen. Schon in der Antike gehörten sie – als «Freunde und Verbündete des Römischen Volkes» – zum griechisch-römischen Einflussbereich, und sie nahmen bereits um 330 die christliche Religion an. Die Völker jenseits (nördlich) des Kaukasus, also auch die Russen, waren in ihren Augen Barbaren. Die Georgier besaßen (und besitzen heute noch) ihre eigene Schrift und ihre eigene Sprache, die sich weder in die indogermanische noch in die türkische oder semitische Sprachfamilie einordnen lässt.



Im Überblick: Die Distanz zwischen Umiken und Katharinenfeld beträgt ca. 2500 km (Luftlinie).

Politisch standen die Georgier jahrhundertlang im Spannungsfeld zwischen Türken und Persern. Immer wieder wurden sie in Kriege mit diesen mächtigen Nachbarn verwickelt, und häufig unterlagen sie, zumal sie selbst in mehrere Königreiche aufgesplittert waren. Dies erklärt, weshalb die Georgier öfters nach Norden blickten, wo sich das Russische Reich mehr und mehr ausdehnte; von dort erhofften sie sich Hilfe gegen ihre feindlichen Nachbarn. 1783 unterstellte sich der König von Ostgeorgien (Tiflis) der russischen Oberhoheit; in einem Vertrag mit Katharina II. verzichtete er auf eine eigenständige Aussenpolitik und sicherte militärische Unterstützung bei russischen Konflikten zu; die Zarin ihrerseits versprach den Georgiern Schutz, die Unantastbarkeit des georgischen Territoriums und die Anerkennung der Herrscherfamilie. Doch bereits 1795 liess Russland einen persischen Verwüstungszug mit der vollständigen Zerstörung von Tiflis zu, und 1801 – nach dem Tode eines ostgeorgischen Königs – erklärte Alexander I. kurzerhand die völlige Einverleibung dieses Staates in das Russische Reich. In späteren Kriegen gegen Persien und die Türkei eroberten die Russen 1826 Aserbeidschan mit der Hauptstadt Ganja (nachmals Elizavetpol)

und 1828/29 den westgeorgischen Hafen Poti am Schwarzen Meer. Die russische Verwaltung begann sofort mit der Liquidierung der alten Ordnung in den angeeigneten Gebieten und nahm dabei weder auf die Traditionen noch auf das Selbstbewusstsein des georgischen (jetzt «grusinischen») Volkes Rücksicht. So wurde auch die georgische Kirche der russisch-orthodoxen eingegliedert und Georgisch als Unterrichts- und Amtssprache verboten. Willkür und Korruption russischer Beamter machten sich breit, und dies alles zu einer Zeit, da in Europa allenthalben nationalistische Bewegungen aufblühten. Es kam denn auch in Georgien zu zahlreichen Aufständen, die stets mit der Überlegenheit der als ausländisch empfundenen Besatzungsmacht blutig niedergeschlagen wurden.

Als Jakob Horlacher sich 1867 entschloss, nach Georgien auszuwandern, hatte sich das Verhältnis zwischen der einheimischen Bevölkerung und den Russen etwas stabilisiert, nicht zuletzt dank Verbesserungen in der Verwaltung. Wirtschaftlich ging es nun wieder aufwärts. Strassen- und Brückenbauten sowie Zollerleichterungen machten Georgien erneut zu einem Transitland zwischen Europa und Asien. 1864 hatte der russische Staat – nach einer Serie von Bauernunruhen – die Leibeigenschaft der Bauern und Landarbeiter aufgehoben. Dadurch entstand ein zahlreiches landloses Proletariat, ein Heer stellensuchender Industriearbeiter. Ausländisches Kapital wurde in die Verarbeitung von Eisen und Glas sowie in die Produktion von Ziegelsteinen investiert. Auch der Staat förderte die Gründung von Fabriken. Mittlere Bauern («Kulaken»), welche vom Niedergang der alten Grossgrundbesitzer profitierten, stiegen auf und spezialisierten sich im Weinbau und in Baumwoll- und Seidenkulturen. Damit stieg die Produktion, und die Bevölkerung nahm zu. Die georgische «Intelligentsia» studierte an russischen und ausländischen Universitäten; eine neue geistige und kulturelle Elite entstand.

Die Kunde von diesem Aufschwung Georgiens drang nach Westeuropa und muss auch Jakob Horlacher zu Ohren gekommen sein. So liess sich der initiative und reisegewandte Mann von dem erwähnten armenischen Kaufmann dazu bewegen, in diese südrussische Provinz auszuwandern.

*

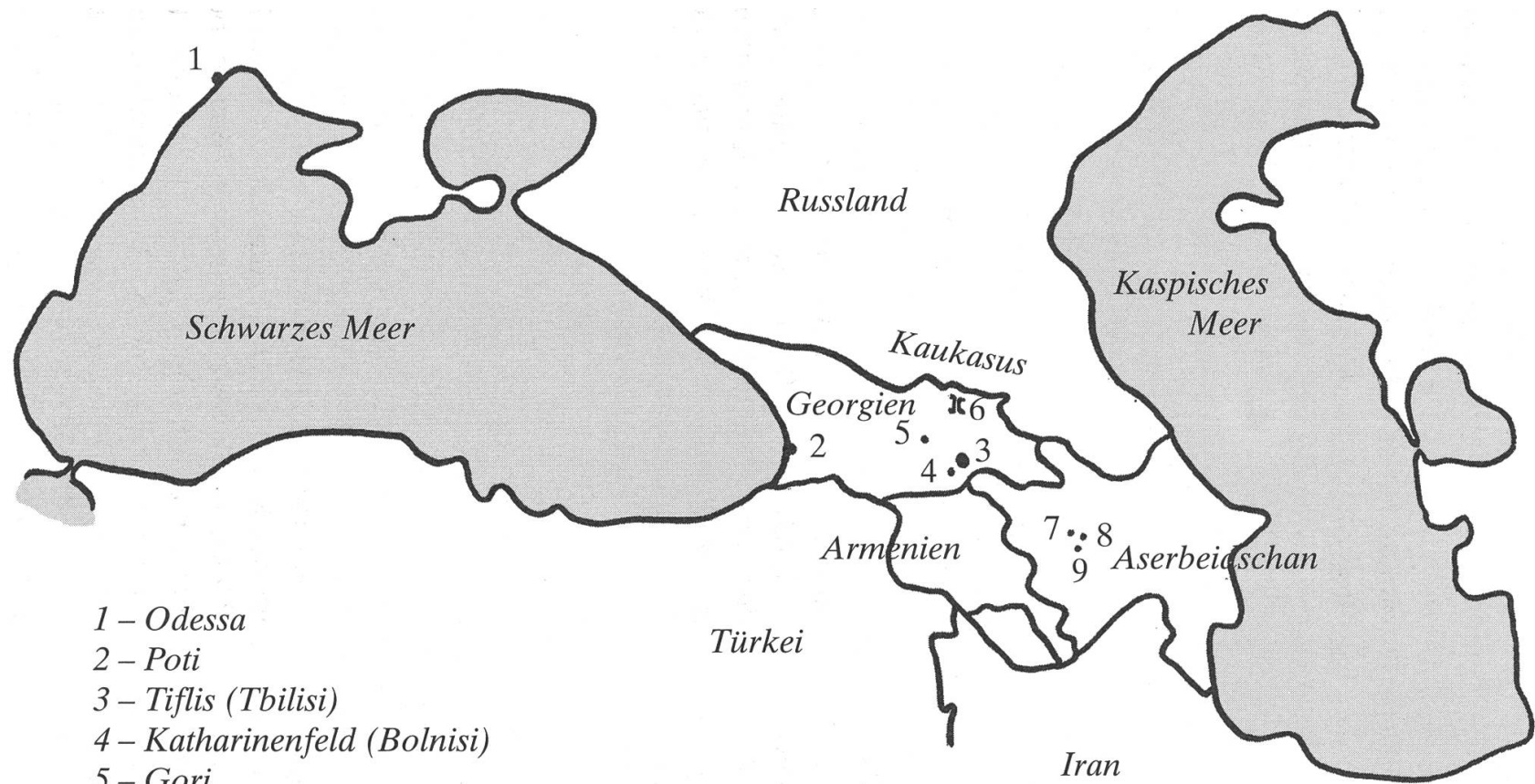
Die meisten Reisebeschreibungen nach Georgien führen von Russland her über den Kaukasus, wo die «grusinische Heeresstrasse» das Gebirge auf beschwerlichen Pfaden beim Kreuzpass (2395 m) überquerte. Es wäre nun reizvoll, Jakob Horlacher auf dieser Reise zu begleiten und ihn beim Anblick der neuen Heimat mit dem Schriftsteller Alexander Puschkin ausrufen zu lassen: «Der jähe Übergang vom wilden Kaukasus zum lieblichen Grusinien ist herrlich. Plötzlich weht die Luft des Südens dem Reisenden entgegen... Lichte Täler, von der freundlichen Aragwa berieselt, haben die düsteren Schluchten und den furchteinflössenden Terek abgelöst. Anstelle nackter Felsen sah ich grüne Berge und Obstbäume, um mich herum Wasserleitungen wiesen auf eine hohe Zivilisation hin.» – Wir müssen uns dieses Vergnügen versagen, weil der Mühlenbauer den Seeweg eingeschlagen hat: über das Mittelmeer, durch die Meerengen, an Konstantinopel vorbei quer durch das Schwarze Meer nach Poti, wo er nach 16 Tagen ankam und unter dem 26. Februar 1867 die ersten Zolleinträge in seinem Wanderbuch erhielt. Poti bildete damals den wichtigsten Hafen Westgeorgiens; er ging auf eine Gründung der Griechen im 6. Jahrhundert vor Christus zurück, war nun aber ein kleines Dörfchen, dessen Hütten wegen des Sumpfes auf Pfählen standen – ein Paradies für quakende Frösche, ein Herd für die Malaria.

Von Poti aus ging die Reise auf schlechten Mietpferden oder mit dem Ochsenwagen auf holprigen, nur teilweise chaussierten Strassen weiter. Die Eisenbahnlinie Poti – Tiflis sollte erst fünf Jahre später, 1872, fertiggestellt sein. Der Weg führte zunächst durch die Kolchis, eine Tiefebene mit sehr feuchtem, subtropischem Klima, wo Palmen, Zypressen, Orangen- und Eukalyptusbäume wuchsen. Weiter ging es in die Landschaft Imereti, das Herz des alten Westgeorgien, ein überaus tier- und pflanzenreiches Gebiet, fruchtbar für Hirse, Reis und Baumwolle. Nach der Hauptstadt Kutaisi stieg der Weg auf 1000 Meter Höhe, um das Surami-Gebirge zu überqueren und anschliessend ins Kura-Tal nach Ostgeorgien abzustiegen. Horlacher gelangte nun in eine trockenere, aber nicht weniger heisse und ebenfalls fruchtbare Gegend, in welcher Obst, Wein, Mais, Tee und Tabak gediehen, hinunter nach Gori (wo zwölf Jahre später Stalin geboren werden sollte) und schliesslich – nach einer zehntägigen Landreise von etwa 300 km – nach Tiflis.

Die georgische Hauptstadt Tiflis (Tbilisi) war an beiden Ufern des Flusses Kura angelegt, zählte damals etwa 60000 Einwohner und gliederte sich in neuere, europäisch-russische und in ältere, orientalische Quartiere. Namentlich die Altstadt mit ihren engen Gassen und Winkeln, mit Basaren und Märkten und mit ihrem Völkergemisch aus Georgiern, Tataren, Armeniern, Türken und vielen andern muss ein faszinierendes Bild vermittelt haben. – Wir wissen nicht, wie Horlacher diese für ihn neue Welt erlebt und ob er sich für die kulturellen Schätze von Tiflis interessiert hat. Denn sogleich begann er sehr zielgerichtet mit der Projektierung und dem Bau der geplanten Mühle am Kura.

Gemäss den Aufzeichnungen des Sohnes Eduard Horlacher starb der armenische Auftraggeber nach 1½ Jahren, als die Mühle zu drei Vierteln ausgebaut war. Die weitere Finanzierung des Werks stockte nun, und Jakob Horlacher musste sich um andere Arbeit umsehen. Dies war damals für einen Schweizer Spezialisten jenseits des Kaukasus nicht schwierig. Seit den Zeiten Zar Alexanders I. bestanden nämlich auch in dieser Region deutsche Kolonien, deren acht erste schon 1817/18 durch knapp 2000 meist württembergische Siedler gegründet worden waren. Schweizer hatten sich hier ebenfalls niedergelassen, namentlich Käser und Bauern, die sich in der Viehzucht und Milchwirtschaft betätigten und zum Teil grosse Erfolge erzielten.

Noch in Tiflis lernte Horlacher den deutschen Weinbauern und Gastwirt Christoph Vohrer aus Helenendorf kennen. Auf dessen Pferdefuhrwerk reiste er durch das Kura-Tal in südöstlicher Richtung nach Aserbeidschan, einer russischen Provinz von ganz anderer Art als Georgien. Die dortigen Bewohner sind vor allem Tataren; sie sprechen eine Turksprache und bekennen sich zum Islam. Nach etwa 190 km gelangten sie über die Hauptstadt Elizavetpol (heute Ganja) nach Helenendorf (heute Khanlar). Diese grösste deutsche Kolonie jenseits des Kaukasus zählte damals 974 Einwohner, welche über 5000 Hektaren Boden, wovon viel Rebland, bewirtschafteten. Vohrer betrieb das einzige Gasthaus Helenendorfs, und hier traf Horlacher einen armenischen Grossgrundbesitzer, welcher in der Nähe ein Landgut samt Bauerndorf und Flussanteil besass. Nach einer kurzen Zeit des Pläneschmiedens beauftragte der Armenier den Jakob Horlacher ebenfalls mit dem Bau einer



- 1 – Odessa
- 2 – Poti
- 3 – Tiflis (Tbilisi)
- 4 – Katharinenfeld (Bolnisi)
- 5 – Gori
- 6 – Kreuzpass
- 7 – Grünfeld
- 8 – Elizavetpol (Ganja)
- 9 – Helenendorf (Khanlar)

Mühle bei seinem Dorf Kara-dachli («Schwarzer Berg»).

In dieser Zeit logierte sich im gleichen Gasthof eine reiche französische Journalistenfamilie, die sich auf einer Weltreise befand, ein. Zur Betreuung der beiden Kinder hatte sie eine junge Oberaargauerin bei sich, die 23jährige Marie Louise Gygax. Sie war als Tochter eines mausarmen Leinenwebers und einer Strumpfstickerin in Bleienbach bei Langenthal BE aufgewachsen; einen Tag nach ihrer Konfirmation hatte sie ihr Bündel schnüren müssen und hierauf während vier Jahren in einem Langenthaler Haushalt gedient; seit drei Jahren reiste sie nun als Kindermädchen mit der erwähnten Journalistenfamilie durch die Schweiz, Deutschland und über die polnischen Provinzen nach Südrussland. Da ihr Dienstherr offenbar Beschreibungen über fremde Länder und Völker verfasste, interessierte er sich für die fernen deutschen Kolonien jenseits des Kaukasus. In Helenendorf lernte Marie Louise Gygax unsern Jakob Horlacher kennen, und sie fanden Gefallen aneinander. Gemäss mündlicher Überlieferung soll die Wirtsfamilie Vohrer das Zusammentreffen zweier lediger Schweizer im fernen Georgien als höhere Fügung gedeutet und die beiden in fröhlicher Abendrunde – halb im Scherz, halb im Ernst – zu einem Heiratsversprechen gedrängt haben. Auf solche Weise habe sich der mittlerweile 39jährige Wandervogel doch noch entschlossen, eine eigene Familie zu gründen. Die Wirtsleute sollen dann auch die Hochzeit vorbereitet und organisiert haben. Am 26. Juni 1869 liessen sich Jakob und Marie Louise in der St. Johannis-Kirche zu Helenendorf durch den evangelisch-lutheranischen Pastor Ludwig Dabbert nach deutschem Ritus trauen. Vohrer beauftragte Horlacher hierauf mit dem Bau einer Mühle in Helenendorf, und hier soll auch das Töchterchen Bertha zur Welt gekommen sein.

Jakob Horlacher drängte es nun aber je länger je mehr zum Aufbau einer selbständigen Existenz. 1870/71 ergab sich die Möglichkeit, in Katharinenfeld (später Luxemburg, heute Bolnisi), eine alte Mühle zu übernehmen. Über diese deutsche Kolonie in Georgien schrieb der Pastor M. Friedrich Schrenk 1869:

«Etwa 60 Werst (= 64 km/M.B.) von Tiflis entfernt, in südwestlicher Richtung, liegt in einem Thale, das vom Maschawerflusse durchströmt wird, ein ansehnliches Dorf mit einer grossen Kirche, deren 5 Thurmspitzen weit in die Ferne hin sichtbar sind.

Oben und unten am Dorfe ziehen sich gut ausgebaute und mit einer Dornenhecke umzäunte Weingärten wohl eine Stunde weit längs des Flusses hin. Obstbäume verschiedener Art und hohe Pappeln sind weithin scheinende Zierden der Ansiedlung. ... Diese Colonie im Maschawerthale ist das jetzige Katharinenfeld, die gesegnetste aller deutschen Colonien in Grusien (= Georgien/M.B.) Gross und ansehnlich stehen die zum Theil zweistöckigen, steinernen Wohnhäuser der Colonisten da und bezeugen sammt den das Dorf einschliessenden Gärten, dass deutscher Fleiss unter Gottes Segen die grusinische Wildniss in einen Lustgarten umwandeln kann. Denn eine Wildniss war auch diese Stätte noch, als die Deutschen im Spätjahr 1819 sich auf ihr niederliessen.»



Die «Deutsche Kolonie» Katharinenfeld. Ansicht von Nordwesten. Die Horlachersche Mühle befand sich von hier aus gesehen am Abhang hinter der Kirche.

Ungefähr zur selben Zeit rühmte der Geograph Alexander Petzholdt:

«Katharinenfeld, am linken Ufer des Maschaweri-Flüsschens gelegen, macht sich schon von Weitem durch die europäische Bauart seiner Häuser, überragt von einer neuen, in einem einfachen, aber gefälligen Styl ausgeführten Kirche, als eine deutsche Colonie kenntlich. Sie ... befindet sich in einem sehr blühenden Zustande. Sie ist, was die Einwohnerzahl anlangt, dem Range nach die dritte, während sie ihrer Wohlhabenheit nach ohne Zweifel den ersten Rang unter allen übrigen Colonien einnimmt, was übrigens nicht zu verwundern ist, wenn man weiss, dass ihr das fruchtbarste und am besten und leichtesten zu bewässernde Land zufiel. Sie zeichnet sich besonders durch ihren Weinbau aus, und schon lange bevor wir die Colonie erreichten, kamen wir zu ihren üppig bestandenen Weingärten, in denen ein grosser Theil der weiblichen Bewohnerschaft, unterstützt von Kindern, thätig war, während die Männer mit der Ernte auf den Feldern zu thun hatten.»

Katharinenfeld zählte 1869 158 Familien oder 786 Einwohner, welche in 175 Häusern wohnten. Sie bewirtschafteten insgesamt 3239 Dessjatinen (= 3537 ha) Land, im Durchschnitt je Familie also 22,4 Hektaren. An Vieh hielten sie 516 Pferde, 24 Ochsen sowie 899 Kühe und Rinder. Dass der Weinbau den Haupterwerb der Katharinenfelder ausmachte, belegt die stattliche Zahl von 824100 Rebstöcken. Bei einer nachgewiesenen durchschnittlichen Fläche von 1,26 m² je Rebstock ergab dies eine Gesamtfläche aller Weingärten Katharinenfelds von rund 104 Hektaren (also fast doppelt so viel wie sämtliche Rebberge des Schenkenbergertals heute). Eine mittlere Ernte ergab damals 1,184 Mio. Liter Wein, dessen Qualität dank sorgfältiger Verarbeitung gerühmt wurde. So schrieb der nachmalige Schaffhauser Regierungs- und Nationalrat Traugott Waldvogel in seinen «Reisebildern aus dem Kaukasus»: «Der Katharinenfelder mundet ausgezeichnet; die Wirkung aber kommt plötzlich, und auch bei mir blieb sie nicht aus.»

In dieses Paradies also zog die junge Familie Horlacher 1870/71 und sollte hier eine neue, dauernde Heimat finden, und zwar für vier Generationen. Die Mühle lag am Rand des Dorfes, unweit des Flusses Mashawer, am Fusse des Mühlberges. «Sie war idyllisch zwi-



Blick in die Gartenstrasse von Katharinenfeld (in unmittelbarer Nähe der Mühle Horlacher).

schen Weinbergen, Pappeln und Tannenbäumen eingebettet», lesen wir in den Erinnerungen von Ernst Allmendinger. Die bescheidene Mühle stand auf russischem Krongut, welches Zar Alexander 1819 den ersten Kolonisten zur Verfügung gestellt hatte. Eigentümer der Gebäulichkeiten war Johannes Kezle (oder Kötze), Spross einer alten Katharinenfelder Müllersfamilie; er hatte sie 1859 von Joachim Burmeister aus Hamburg gekauft. Die Mühle grenzte im Norden unmittelbar an die Dorfsiedlung, wo sich auch – an der Nikolai-Strasse – das einstöckige Wohnhäuschen des Müllers befand. Dazu gehörten noch drei damals unbebaute Grundstücke. Der ganze Komplex mass 3757 Quadrat-Faden (= 1,71 Hektaren). Kezle schloss mit Horlacher einen Vor-Verkaufsvertrag zum Preis von 3600 Rubeln (etwa 9000 Franken), welche dieser bezahlte; dazu kamen in der Folge Auslagen für die Inbetriebnahme der Mühle und für die Renovation des Wohnhauses in der Höhe von 400 Rubeln. Horlacher dürfte bereits wieder einiges erspart, den grössten Rest



Die alte Mühle in Katharinenfeld, von Jakob Horlacher 1870 übernommen, hier in einer Aufnahme von 1933.

aber durch Anleihen gedeckt haben; die Ersparnisse in der Schweiz liess er noch stehen.

Das Ehepaar nahm den Mühlebetrieb sofort auf und bepflanzte die drei Grundstücke mit Reben und Gemüse. In diesem Idyll brachte die junge Frau am 13. Juli 1871 den Stammhalter Eduard zur Welt, welcher am 8. August in der Katharinenfelder Kirche durch den lutheranischen Pastor Lemm getauft wurde. Jakob Horlacher aber scheint das sesshafte Leben eines Müllers und Weinbauern nicht sonderlich behagt zu haben; vielleicht fühlte sich der langjährige Junggeselle in der Rolle eines Familienvaters nicht gerade wohl; auch schmiedete er grosse Ausbaupläne in seinem Mühlebetrieb. So schaute er sich nach einem Zusatzverdienst in seinem angestammten Beruf um, und als bald darauf aus Helenendorf die Nachricht eintraf, die neuerbaute Mühle des armenischen Gutsheeren sei bereits abgebrannt, packte den alten Wandergesellen die



Die neue, ab 1875 erbaute Mühle. Die Entwicklung und der unternehmerische Geist der Familie Horlacher lassen sich kaum augenfälliger illustrieren.

Reiselust; gegen den Widerstand der Gattin kehrte er im Juli 1873 nach Aserbeidschan zurück und errichtete dort eine neue Mühle. Er blieb etwa zwei Jahre dort, derweilen Frau und Kind in Katharinenfeld lebten; die tüchtige Oberaargauerin leitete den eigenen Betrieb mit einem Obermüller und einem Mühleklecht. Auch schenkte sie in der Folge drei weiteren Söhnen das Leben, nämlich 1874 Theophil, 1876 Julius und 1880 Friedebert. Julius und das einzige Töchterchen Bertha starben allerdings als Kinder.

Auch aus der Schweiz verfolgten die Angehörigen dieses ungewöhnliche Familienleben mit Staunen. So schrieb ihm sein Schwager 1872 aus Umiken nach Helenendorf: «Wir möchten auch gerne wissen, wie es deiner Frau und deinem Kind geht, ob sie allein auf der Mühle sei und ob sie im Stande sei, der Sache vorzukommen. Wie weit bis du von der Mühle entfernt?» – Jakob Horlacher schrieb ebenfalls hin und wieder nach Umiken, vor allem seinem Vater, dem

Bruder Kaspar und dem gleichnamigen Schwager und Gemeindegemeinsamer Jakob Horlacher. Der letztere verwaltete bekanntlich auch seine Ersparnisse in der Schweiz, immerhin für damals ansehnliche 5500 Franken, von welchen 5000 Franken in Wertschriften angelegt waren; je 200 Franken hatte er dem Schwager sowie Bruder Kaspar geliehen. Der Rest – etwas über 100 Franken – lag bar in Umiken; Jakob verfügte daher, dass sein greiser Vater daraus wöchentlich einen Franken erhalten solle, offenbar als Taschengeld.

Nachdem Jakob Horlachers Vorgänger Johann Kezle gestorben war, erfolgte unter dem 29. Mai 1875 endlich auch die notarielle Verschreibung des Mühlegutes in Katharinenfeld. Horlacher soll für seine Arbeit in Helenendorf 5000 Rubel heimgebracht haben und plante nun den Bau einer neuen, eigenen Mühle. Während die zwei Mahlgänge der alten Einrichtung in traditionell mechanischer Weise direkt vom fliessenden Wasser des Mühlekanals angetrieben wurden, sollte nun ein moderner Betrieb mit zwei Mahlsteinen und einer 60-PS-Turbine entstehen. So errichtete er im Winter 1875/76 ein vierstöckiges Mühlegebäude. Zur weiteren Finanzierung ersuchte er seine Geschwister um Zusendung von 2500 Franken (ca. 1000 Rubel) aus seinem Schweizer Vermögen. Da der Schwager gestorben war, liess nun der Gemeinderat diese Summe nach Katharinenfeld überweisen. – Horlacher benötigte aber weitere Kapitalien für den Erwerb der genannten Turbine und weiterer Bestandteile für die Mühle. Er beschloss daher, sein ganzes Restvermögen in der Schweiz zu liquidieren. Bei diesem Anlass schenkte er seiner verwitweten Schwester Susanna Anfang 1876 das erwähnte Guthaben von 200 Franken; die dem Bruder Kaspar geliehenen 200 Franken, welche derselbe ohnehin nie verzinst hatte, sollten zur ferneren Ausrichtung des wöchentlichen Frankens an den Vater dienen; den grössten Betrag – insgesamt Fr. 2676.80 – musste der Gemeinderat über die Aargauische Bank an die Firma Gibour, Constructeur Mécanicien in Dijon, die ihm vermutlich die Turbine lieferte, überweisen. Danach blieben noch Fr. 14.25 (!) in Umiken, welche der als «Pfleger» eingesetzte Schneider Johann Horlacher verwaltete.

Der technische Innenausbau der neuen Mühle zog sich dann aber in die Länge. Die Verzögerungen gingen einerseits auf den russisch-türkischen Krieg, anderseits auf die angeschlagene Gesundheit Jakob Horlachers zurück. Schon bei seinem letzten Aufenthalt

in Helenendorf war er an einer schweren Lungenentzündung erkrankt, deren Folgen sich ab Ostern 1877 bemerkbar machten. Gemäss mündlicher Überlieferung war Lungentuberkulose daraus entstanden, welche auch durch einen Spitalaufenthalt in Tiflis nicht geheilt werden konnte. So stand auch der Innenausbau der Mühle jahrelang still.

Am 12. April 1877 traf aus dem Militärspital von Philippeville/Algerien die Nachricht ein, Jakobs Bruder Abraham Horlacher sei dort am 21. Januar 1876 (!) nach sechswöchigem Krankenlager an den Folgen eines Hirnschlages gestorben. Die einzige Hinterlassenschaft des Fremdenlegionärs bestand in einem Sparheft bei der Spar- und Leihkasse Brugg, welches einen Bestand von Fr. 75.20 aufwies und dem überlebenden Vater zugesprochen wurde. Der letztere lag damals allerdings ebenfalls todkrank darnieder. Der greise Kaspar Horlacher, welcher sich bis in sein 82. Altersjahr bester Gesundheit erfreut hatte, war an einem «Leiden der Kopfnerven» erkrankt. Dazu kam nun noch eine leichte Lungenentzündung, welche seine Lebenskraft am 26. April 1877 aufbrauchte. Anlässlich der Inventur wurden die spärlichen Kleider, Möbel, Werkzeuge, Haushaltgeräte sowie der Vorrat an Roggen und Hafer an die in der Schweiz lebenden Kinder «versteigert». Die gesamte Hinterlassenschaft wurde auf Fr. 4394.80 errechnet, wovon Jakob ein Fünftel, also knapp 900 Franken, zufiel. Damit besass der letztere erneut ein kleines Guthaben in der Schweiz.

*

Jakob Horlacher überlebte seinen Vater lediglich um vier Jahre. Am 8. März 1881 erlag er in Katharinenfeld, fünfzigjährig, einer neuerlichen Lungenentzündung. Er hinterliess eine erst 35jährige Witwe und drei Söhne zwischen einem und zehn Jahren. Die neue Mühle stand noch immer unvollendet da, wobei immerhin «alles soweit hergestellt und zugerichtet war zum Aufstellen» – aber diese Schlussarbeiten harrten noch der Verwirklichung. Die junge Witwe beauftragte nun einen Werkmeister, die Mühle in den folgenden Monaten zu vollenden. 1882 konnte der Betrieb aufgenommen werden. Louise Horlacher-Gygax verpachtete die Mühle zunächst für sechs Jahre an eine «brave, fleissige deutsche Familie». Der Anfang

war jedoch schwer; auf dem ganzen Anwesen lasteten Schulden in der Höhe von 6350 Rubeln, verzinsbar zu 5 bis 6%; die Mühle warf lediglich einen jährlichen Pachtzins von 500 Rubeln ab, so dass Horlachers vor allem aus Selbstversorgung und dem Ertrag des Wein- und Gemüsebaus leben mussten.

Vorderhand war allerdings die rechtliche Lage der Witwe und der Halbweisen unklar. Jakob Horlacher hatte es versäumt, die Heirat und die Geburt der Kinder in Umiken eintragen zu lassen. So besass die Familie keinerlei Papiere, mit Ausnahme des erwähnten Wanderbuches des Verstorbenen und des Heimatscheins der Frau aus ledigen Zeiten. In dieser Not nahm sich ihrer ein besonders vertrauter Bekannter an, Ludwig Leuzinger, der ehemalige Geschäftsleiter des Eisenwerkes Casach in Tiflis, welcher sich rühmte, der «älteste eingewanderte Schweizerbürger» in Georgien zu sein, und als Ratgeber seiner Landsleute galt. In einem Schreiben an die Gemeinde Umiken schilderte er die Lage der Familie und ersuchte um Zustellung von Heimatscheinen; als Beweisstücke legte er Trau- und Taufscheine bei.

Der Umiker Gemeinderat, welchem die Sorge für auswärtige Bürger übertragen war, mag über diesen Brief nicht wenig erschrocken sein. Er fürchtete wohl die Probleme, die auf ihn zukommen mochten, einerseits die Vermögensverwaltung von Waisen in einem fernen Land ausserhalb seiner Vorstellungskraft, anderseits die Möglichkeit, diese Russlandschweizer könnten eines Tages in Umiken auftauchen und der ohnehin knappen Armenkasse zur Last fallen. Um diese «drohenden Gefahren» zu umgehen, stellte sich der Gemeinderat auf den etwas bauernschlaun Standpunkt, Horlacher sei nach schweizerischem Recht keine gültige Ehe eingegangen und die Kinder demnach nicht Bürger von Umiken; er liess sich diese Auffassung durch die Ortsbürgerversammlung einstimmig bestätigen und gab Leuzinger – unter Rücksendung der Dokumente – in einem informellen Schreiben entsprechenden Bescheid.

Die Umiker hatten die Rechnung aber ohne den erfahrenen, für Frau Horlacher äusserst engagierten Leuzinger gemacht. In einer geharnischten Eingabe gelangte dieser direkt an den aargauischen Regierungsrat. Darin raisonnierte er, die in Georgien lebenden Schweizer würden es nicht für möglich halten, «dass eine wirkliche schweizerische Gemeindebehörde solch schmähhlicher Handlung

fähig sein sollte»; wohl zu Unrecht verdächtigte er die Verwandten in Umiken, sich des dort verwalteten Geldes Horlachers auf Kosten der «unglücklichen Waisen im fernen Kaukasus» zu bemächtigen. – Die Rechtslage war eindeutig: Die nach russischem Gesetz gültig geschlossene Ehe wurde in der Schweiz anerkannt, und der Regierungsrat wies die Gemeinde Umiken am 26. Dezember 1881 – nach kurzer Vernehmlassung – an, Heirat und Geburt der Kinder im Bürgerregister einzutragen und den Heimatschein der Justizdirektion zuzustellen. Der Gemeinderat hielt es aber dennoch für notwendig, die Angelegenheit nochmals der Ortsbürgergemeinde vorzulegen, die dann mit 15 gegen 12 (!) Stimmen beschloss, dem regierungsrätlichen Entschluss Folge zu leisten.

Die ganze Hilflosigkeit der Umiker Behörde kommt in dem folgenden holprigen Satz an die Regierung zum Ausdruck: «Da nun dadurch dem Gemeinderath Umiken eine schwere Sorge, mit grossen Schwierigkeiten verbunden, zu Theil wird, um für Waisen im fernen asiatischen Russland zu sorgen, so findet er sich veranlasst, da sich die hohe Regierung dieser Familie angenommen, um ihr eine Heimath zu verschaffen, gerade bei diesem Anlasse, der Übermittlung fraglichen Heimatscheines, die Hohe Regierung ebenfalls auch zur Vermittlung anzusprechen, um bei der russischen Regierung oder irgend wie auf dem besten und thunlichsten Wege dafür zu sorgen, dass dem Gemeinderath Umiken ein amtliches Vermögensverzeichnis über den Nachlass des dort verstorbenen Jakob Horlacher, Müller von hier, übermittelt werden möchte.» Da nach damaligem Recht eine Witwe weder ihr eigenes Vermögen noch dasjenige ihrer Kinder verwalten durfte, war hiefür tatsächlich der Gemeinderat Umiken zuständig und auch verantwortlich, doch dieser konnte sich kaum vorstellen, wie sich eine solche Vormundschaft über eine Distanz von 3000 Kilometern konkret abspielen sollte.

Es nahm nun aber alles seinen amtlichen Weg: Die aargauische Regierung gelangte an den Bundesrat, der Bundesrat an den Schweizer Konsul in Odessa, und dieser verhandelte brieflich mit Ludwig Leuzinger in Tiflis. Der letztere erklärte sich zur Inventuraufnahme bereit, verlangte aber auch eine Abrechnung über das Vermögen Horlachers in der Schweiz. Und so nahm das Geschäft den umgekehrten Weg: Tiflis–Odessa–Bern–Aarau–Bezirksamt

Brugg–Umiken. Hier wies der Pfleger des Verstorbenen ein Kapital von Fr. 1132.60 aus, und diese Information hätte nun wieder über die gleichen Stationen nach Tiflis gelangen sollen. In der Zwischenzeit war Leuzinger aber gestorben. Der Konsul musste nun von Odessa aus eine andere Person jenseits des Kaukasus suchen, welche diese Aufgabe übernahm, und er gelangte zu diesem Zweck an den deutschen Pastor in Tiflis. Dadurch verzögerte sich das ganze Geschäft. Erst Ende 1882 erfuhr die Witwe Horlacher über ihren eigenen Pfarrer den Vermögensstand in Umiken und das Begehren um Inventar in Katharinenfeld. Die tatkräftige Louise Horlacher-Gygax war aber wegen der Bürgerrechtsfrage über die Behörden der Heimatgemeinde verärgert; sie befürchtete zudem eine Einmischung der ihr unbekannten schweizerischen Beamten und Verwandten in ihre Angelegenheiten; die Mühle in Katharinenfeld konnte in der Tat nicht von Umiken aus geleitet werden. Und so liess sie ausrichten, sie erwäge die Annahme der russischen Staatsangehörigkeit, wie dies bei den deutschen Kolonisten ihres Dorfes allgemein üblich war. Der Konsul gab ihr jedoch deutlich zu verstehen, sie selbst sei zwar frei, diesen Schritt zu tun; für die minderjährigen Kinder aber seien die schweizerischen Waisenbehörden zuständig.

Unter dem 4. Januar 1883 langte dann doch ein «Zeugniss» des Waisengerichts im Schulzenamt Katharinenfeld an, in welchem die «Nachlassenschaft des Schweizerischen Unterthan – weiland Jakob Horlacher – in Anschlag gebracht» wurde. Es handelte sich dabei aber lediglich um eine pauschale Zusammenstellung des Besitzes und der Schulden, mit welcher sich die schweizerischen Amtsstellen nicht zufrieden geben konnten.

Die Angelegenheit ruhte nun wieder, bis der Gemeinderat von Umiken Ende 1883 bei der Justizdirektion erneut um Vermittlung eines Vermögensverzeichnisses anklopfte. Die Umiker wären natürlich über einen Entscheid der Witwe Horlacher, die russische «Untertanenschaft» anzunehmen, nicht unglücklich gewesen, verlangten für diesen Fall aber eine formelle Verzichtserklärung auf die schweizerische Staatsangehörigkeit.

Mittlerweilen hatte die Eidgenossenschaft in Tiflis ein eigenes Konsulat eröffnet, was die Sache bedeutend vereinfachte. Der neue Konsul stellte Frau Horlacher vor die Alternative: Inventur oder

Aufgabe des Bürgerrechts. Die Witwe und Mutter fasste hierauf den für ihre Nachkommen schicksalhaften Entscheid, Schweizerin – oder gemäss Formulierung des Schulzen (Gemeindepräsidenten) von Katharinenfeld «einstweilen schweizerische Unterthanin zu verbleiben». Am 21. November 1884 nahm wiederum das dortige Schulzenamt das «Inventarium des beweglichen und Unbeweglichen Vermögens des weiland Jakob Horlacher» auf. Dieses langte auf dem üblichen Instanzenweg noch vor Jahresende in Umiken an. Es ist in einer Abschrift erhalten und vermittelt uns einen guten Einblick in Horlachers Selfmademan-Mühle in Georgien: Die neue Mühle samt Land und Kanal wurde mit 5000 Rubel veranschlagt; dazu kamen das Wasserrad, die Königswelle samt Hauptantriebsrad, drei Mahlgänge samt Steinen, zwei Elevatoren, eine Griesputzmaschine, eine Drehbank, ein Schleifstein, eine kleine Schmiede mit Blasbalg und Esse und eine Hobelbank. Zu den Liegenschaften wurden die alte Mühle, das Wohnhaus, der Gemüsegarten und die beiden Weingärten samt Bottichen, Fässern und «Kübelgeschirr» gezählt. Dazu kamen Möbel und Küchengeschirr, Werkzeuge und noch immer «unbenutzt daliegende Waaren von Guss und Schmied-eisen», ferner Putz- oder Reibsiebe und Scheiben zur Putzmaschine. Die Aktiven betrugen zusammen 10 446 Rubel (= 25 800 sFr.), die Schulden 5093 Rubel (= 12 600 sFr.).

Damit besass man in der Heimatgemeinde endlich die ersehnte Zusammenstellung über Vermögen und Schulden von Jakob Horlachers Erben in Katharinenfeld. Wie aber sollte dieser für damalige Zeiten recht bedeutsame Besitz nun verwaltet werden? – In einem Schreiben an den Schweizer Konsul in Tiflis liess die aargauische Justizdirektion das Schulzenamt Katharinenfeld ersuchen, «die Witwe Horlacher in ihren Handlungen zu überwachen, damit sie nichts unternehme, was dem Vermögen nachtheilig sein könnte»; sie legte auch gleich ein Exemplar des aargauischen Erbgesetzes bei; der Konsul möge nun einen Aargauer oder wenigstens einen Schweizer Bürger in oder um Katharinenfeld suchen, welcher die Vermögensverwaltung nach aargauischem Recht übernehmen würde. Sie konnte nicht wissen, dass Horlachers dort die einzigen Schweizer waren!

Vermutlich hatte die Witwe das Schulzenamt aber schon vorher um einen Beistand ersucht und einen solchen in der Person des

deutschrussischen Kolonisten Jakob Zehender gefunden. Ob es ihr Obermüller war, von welchem sie am 30. Juli 1883 den ausserehelichen Sohn Hermann bekommen hatte, dessen Geburt sie aber in Umiken verheimlichte? – Jedenfalls sandte das Schulzenamt Katharinenfeld dem Gemeinderat unter dem 21. Mai 1885 ein «Attest», nach welchem sich Zehender «aufs Neue» zur Vermögensverwaltung nach aargauischem Recht verpflichtet habe und «für die Waisen, wie bisher, also auch ferner zu sorgen, wie es nach Recht und Gewissen ist».

Offenbar war Frau Louise Horlacher-Gygax mit dieser Lösung einverstanden, ebenso mit der Tatsache, dass das in der Schweiz liegende Erbe weiterhin in Umiken blieb und hier vom Förster Jakob Horlacher verwaltet wurde. Inskünftig erhielten sowohl die Witwe als auch der Gemeinderat Umiken alle zwei Jahre zwei Abrechnungen, von denen einige im Gemeindearchiv erhalten geblieben sind.

Nach Ablauf des Pachtvertrages 1888 nahm Louise Horlacher, welche bekanntlich schon die erste, alte Mühle geleitet hatte, das Geschäft in ihre energischen Hände. Sie litt persönlich schwer unter der Last der Schulden und wollte diese allmählich abtragen. Von ihrem ältesten, nun 18jährigen Sohn Eduard versprach sie sich tatkräftige Hilfe. Louise Horlacher war eine ausserordentlich arbeitssame Frau. Sie legte sowohl in der Mühle als auch im Wein- und Gemüsebau Hand an; sie betrieb den Handel mit dem von den Kunden als Mahllohn abgelieferten Getreide, sie pflegte die 14 000 (!) Rebstöcke in ihren Weingärten, und zwischenhinein strickte sie noch Strümpfe im Auftrag; daneben führte sie den Haushalt und musste hier nebst ihrer Familie auch die Angestellten, nämlich den Obermüller, den Mahlknecht und die je nach Saison mehr oder weniger zahlreichen Tagelöhner verköstigen. Sie war sehr fromm und sparsam und wohnte bis an ihr Lebensende in dem äusserst kleinen, nur zwei Zimmer enthaltenden Häuschen. Sie besass einen energischen Charakter. Mit klarer und deutlicher Stimme erteilte sie ihre Befehle und dabei in einer Lautstärke, dass Vorbeigehende gelegentlich stehen blieben und glaubten, hier herrsche Streit. «Schadet's etwa?» habe sie jeweils gesagt und scherzend beigefügt, sie sei nicht heimlich auf der Welt! Sie besass viel Zivilcourage und verteidigte sich auch vor Gericht schlagfertig und ohne Anwalt. Ihren Kindern gegenüber behauptete sie, nach schweizerischem Recht sei

*Marie Louise
Horlacher-Gygax
(1846–1921)
mit Sohn Eduard.
Aufnahme 1872.*



sie die alleinige Eigentümerin des ganzen Betriebs. Ihr Sohn musste die anfallenden Geschäfte täglich mit ihr besprechen, «sie wollte das Oberhaupt sein und bleiben», schrieb er später in seinen Lebenserinnerungen. Als er sie zum wiederholten Mal auf die Abtretung des Geschäfts ansprach, habe sie ihm geantwortet, «wenn sie für die Ewigkeit ihre Augen geschlossen habe, dann könnten wir es machen, wie es uns beliebt». Trotzdem war sie eine fröhliche Person, die viel sang und zur Freude von Nachbarn und Bekannten häufig jodelte.

Der geschäftliche Erfolg blieb denn nicht aus. Auch aus den Berichten des Pflegers Jakob Zehender und des Schulzenamtes Katharinenfeld geht hervor, dass Mutter Horlacher eine tüchtige Ge-

schäftsfrau war, der es Jahr für Jahr gelang, Schulden auf ihrem Betrieb abzutragen: «Die Wirtschaft, Haus, Hof und Mühle befinden sich in tadellosem Zustande.»

Im Oktober 1895 wagte die mutige Frau 33 Jahre nach ihrer Auswanderung die weite Reise in die Schweiz. Ihre greise, erblindete Mutter hatte ihr berichten lassen, «sie könne nicht sterben, bevor sie ihrer ältesten Tochter Luise ihre liebliche Stimme nach so langer Zeit nicht noch einmal gehört sowie ihre beiden fleissigen Hände befühlt haben würde.» Die Reise war diesmal etwas komfortabler, indem nun eine Eisenbahn von Tiflis zum Schwarzen Meer fuhr. Leider starb die Mutter eine Woche vor der Rückkehr der Tochter. Louise Horlacher hatte 500 Rubel (damals 1450 Franken) mitgenommen und blieb bis zum April 1896 in der Schweiz. Dort machte sie auch der Heimatgemeinde Umiken ihre Aufwartung, sie bestätigte den Behörden, dass sie das Mühle- und Weinbau-Geschäft nun zusammen mit ihrem ältesten Sohn betreibe; Theophil, der zweite, arbeite in einer Tapezierer- und Dekorateurwerkstätte, und den jüngsten, Friedebert, habe sie mit in die Schweiz gebracht und bei einem Käser im luzernischen Gettnau in die Lehre gegeben.

Im Herbst 1899 unternahm Louise Horlacher nochmals eine Reise in die Schweiz. Wieder erschien sie in Umiken und ersuchte um die Aushändigung des dort immer noch verwalteten Vermögens. Da im Jahr 1900 auch Friedebert volljährig wurde, stand diesem Begehren nichts mehr im Wege. Am 21. Juni 1900 liess der Gemeinderat der Witwe die auf Fr. 2310.30 angewachsene Summe durch die Aargauische Bank nach Katharinenfeld überweisen.

Vielleicht reute die Gemeindebehörde dieser Beschluss schon bald! Anfang März des folgenden Jahres brachte die Polizei den Käser Friedebert Horlacher per Schub nach Umiken. Der bärenstarke Mann sei bei einer Schlägerei in Solothurn am Kopf verletzt und dann aufgegriffen worden. Nun musste sich die Heimatgemeinde um ihn kümmern, und zwar – wegen seiner völligen Mittellosigkeit – auf Kosten der Armenkasse. Friedebert trieb sich dann weiterhin in der Schweiz umher, arbeitete nicht, verwahrloste zusehends und wurde noch drei Mal polizeilich nach Umiken geführt. Die Ortsbürgerversammlung beschloss hierauf die Einweisung in eine Zwangsarbeitsanstalt. Es stellte sich aber bald heraus, dass Friedebert eher in die Klinik Königsfelden gehörte, wo er als «zweifelloos geistes-

krank» beurteilt wurde. Wieder setzte ein Briefwechsel zwischen Umiken und Katharinenfeld ein; es ging um die Deckung der Kosten sowie um die Heimschaffung Friedeberts, die denn auch im September 1901 erfolgte.

Am 4. September 1901 stellte der Gemeinderat Umiken der Frau Louise Horlacher-Gygax in Katharinenfeld eine Vollmacht aus, worin er sie ermächtigte, ihr Vermögen im fernen Georgien fortan selbst zu verwalten! Mit diesem Akt war für die Heimatgemeinde die Geschichte der Auswanderung ihres Mitbürgers Jakob Horlacher nach Georgien 34 Jahre nach dessen Abreise abgeschlossen. Der Gemeinderat ahnte damals nicht, dass es aber nur das erste Kapitel dieser «Familien-Saga» sein sollte. Ein zweites folgte Jahrzehnte später!

Max Baumann

Die «Rückwanderer»

Am 14. April 1931 traf um 10.35 Uhr in Umiken ein Telegramm der «Direktion des Innern, Aarau» ein, wonach am gleichen Nachmittag um 15.45 Uhr in Brugg eine Familie Horlacher aus Russland ankomme. Die Depesche schliesst mit der trockenen Aufforderung: «Quartier beschaffen, weil mittellos».

Es handelte sich um niemand anders als die Familie, welcher wir eingangs in einer Notiz der Neujahrsblätter-Chronik schon begegnet sind. Offenbar erregten die Rückkehrer einiges Aufsehen, so dass der Chronist dieses merkwürdige Ereignis festhalten wollte. Auch die Tagespresse behandelte die Sache in einem längeren Artikel und stellte darin fest: «Das Bedauern mit der schwergeprüften Familie ist allgemein.»

Die Umiker sollten sich aber nur allzu schnell daran gewöhnen müssen, dass in den folgenden Jahren nach und nach alle Glieder der inzwischen beträchtlich gewachsenen Familie in der Schweiz eintrafen, allesamt mittellos und auf die Unterstützung der Gemeinde angewiesen. Wie hatte es so weit kommen können?

*

Die Zeit um die Jahrhundertwende war für die Familie Horlacher in Katharinenfeld wie auch für das Gros der dort ansässigen deutschstämmigen Menschen eine durchaus hoffnungsvolle Periode, die in mancherlei Bereichen beachtliche Entwicklungen zuließ. Die Einwohnerzahl stieg, ohne vorderhand Grössen anzunehmen, die zu Versorgungsengpässen führten; der Acker- und der Obstbau florierten; die Rebkulturen erfuhren nach und nach eine Umwandlung vom Stichel- zum Drahtbau und damit eine Verbesserung der Erträge und eine Rationalisierung der Arbeit; und mehrere aufeinanderfolgende klimatisch ausgesprochen günstige Jahre bescherten der Landwirtschaft ungewöhnlich hohe Erträge auf den verschiedensten Gebieten, ein Umstand, von dem auch die Familie Horlacher profitierte.

Am 21. Oktober 1897 hatte Eduard Horlacher (geboren 1871), der älteste Sohn des Auswanderers Jakob Horlacher, die deutschstämmige Katharinenfelder Bauerntochter Marie Kurz (geboren 1874) geheiratet. Mit den Glocken der Dorfkirche, die um 16 Uhr ertönten, wurde nicht nur die junge Ehe, sondern auch eine neue Epoche in der Geschichte jener Familie eingeläutet, eine Epoche, die von beeindruckender Dynamik und zunehmendem Wohlstand geprägt war. Natürlich lassen sich solche Aussagen erst im Rückblick machen; das Brautpaar konnte noch nichts davon ahnen, als es bei Gänsebraten, einer Fischspeise, Kartoffeln, Wintersalat, bei Rotwein, Gebäck und Tee die Hochzeit feierte. In der Tafelrunde setzten sich vor allem der Pfarrer und der Lehrer mit launigen Tischreden immer wieder in Szene, und es kam verschiedentlich zu allgemeinem Gesang. Aus naheliegenden Gründen ertönte dabei mehrmals das Lied «Das Wandern ist des Müllers Lust».

Marie Kurz hatte der Sitte entsprechend eine gute Milchkuh aus des Vaters Stall sowie eine Aussteuer in die Ehe gebracht, bestehend aus einer «klobigen, breiten Holzbettstelle, einem überdimensionierten Kleiderschrank, einem Tisch, einer Bank und zwei Stühlen». Mit diesem Mobiliar, das anlässlich einer traditionellen «Aussteuer-Fahrt», auf der natürlich auch der Bräutigam mitreiste, in Tiflis erstanden worden war, überstellte das junge Ehepaar nun ein einziges kleines Zimmer. Mehr stand ihm vorerst nicht zu, denn die Familie Horlacher bewohnte nach wie vor das bescheidene Häuschen, das daneben nur noch eine Küche und ein weiteres Zim-

mer aufwies, in dem die immer noch sehr rüstige Mutter Marie Louise Horlacher-Gygax mit ihren anderen Söhnen lebte. Sechs Jahre lang wohnte man so zusammen, bis im Frühjahr 1904. In dieser Zeit brachte Marie Horlacher-Kurz vier Kinder auf die Welt, von denen die beiden Mädchen aber schon früh wieder starben.

Eduards Bruder Theophil (geboren 1874) hatte inzwischen eine Schlosserlehre in Tiflis angefangen und seinerseits im Jahre 1900 eine junge Frau aus Katharinenfeld geheiratet; sie hiess Lydia Medinger. Der 1880 geborene Bruder Friedebert arbeitete damals bekanntlich als Käser in der Schweiz. Auch Halbbruder Hermann (*1883) sollte bald danach in die Schweiz reisen. So fiel dem Ältesten schon früh die Aufsicht über den ganzen Familienbetrieb zu, der Mühle, der Landwirtschaft und dem Rebbau. Zwar betonte er in seinen Lebenserinnerungen immer wieder die Tatsache, dass seine Mutter nach wie vor das Szepter führte, doch besteht meiner Meinung nach kein Zweifel über die tatsächlichen «Machtverhältnisse». Eduard, der den unermüdlichen Fleiss seiner Mutter und den Pioniergeist des Vaters in sich vereinigte, der zudem von seiner Frau in allen seinen Bestrebungen tatkräftig unterstützt wurde, trieb die elterliche Wirtschaft derart energisch voran, dass sich schon bald Gedanken an eine Modernisierung des Betriebs und eine Erweiterung des Wohnraumes aufdrängten.

Schon als junger Mann machte er sich auf den Weg ins «Hochgebirge», wo er neue Qualitäts-Mühlsteine erwarb. Begleitet wurde er von seinem Obermüller, und der führte eine dreiläufige Jagdflinte mit sich, um so allfälligen Tatarenüberfällen die Stirn bieten zu können. Mit selbstgebrochenen Steinen und unter Mithilfe von fünf Maurern baute Eduard auch einen grossen gewölbten Weinkeller samt Kelterei und Kartoffelkeller. Offenbar war er auch als Müller sehr erfolgreich, denn die Kundschaft kam von weither (er selber schreibt von 50 Kilometern), um hier ihr Getreide mahlen zu lassen. So bevölkerten von Ochsen, Büffeln und Pferden gezogene Wagen jeweils den Hof; manchmal warteten zehn bis fünfzehn Mann, Deutsche, Russen, Armenier, Grusinier, Griechen, Perser und Tataren, bis sie mit ihrem Weizen oder Roggen an der Reihe waren. Es kam vor, dass die Wartezeit bis zu zwei Tage betrug; die Leute schliefen dann in der Mühle auf dem Boden. Wesentlich zur Attraktivität der Horlacherschen Mühle scheint der Putzgang beigetragen zu haben,

denn vor der Beschaffung dieser Reinigungsanlage hatte der Weizen mühsam an einem fliessenden Gewässer gesäubert und dann auf Planen getrocknet werden müssen.

Kurz nach der Jahrhundertwende ergaben sich aber innerfamiliäre Schwierigkeiten. Bruder Theophil hatte seine Schlosserlehre in Tiflis abgebrochen und war als kräftiger Mann, ausgestattet mit einem imposanten Schnurrbart, nach Katharinenfeld zurückgekehrt. Gegen den Willen der Mutter und des älteren Bruders drängte er sich in den Mühle-Betrieb. Damit ergaben sich unklare hierarchische Verhältnisse, die noch durch die Tatsache belastet wurden, dass Theophil ein starker Raucher war, was die Angst vor einer Feuersbrunst heraufbeschwor. In den Augen Eduards liess auch die Arbeitsmoral des Bruders einiges zu wünschen übrig. So kam es beinahe zu einem Brand, als Theophil während einer mehrtägigen Abwesenheit Eduards die Ölung vernachlässigte, was zu einer erheblichen Überhitzung der Mechanik führte.

Die Spannungen nahmen zu, Aussprachen endeten regelmässig mit Gehässigkeiten. Eduard, der unter solchen Umständen nicht mehr zu Hause bleiben wollte, sah sich ohne Wissen der Familie nach einem anderen Bauernbetrieb um. In Akstafa, einer Ortschaft «140 Kilometer über Tiflis hinaus», fand er einen verkaufswilligen Bauern, und man wurde schnell handelseinig. Horlacher leistete eine Anzahlung von einigen hundert Rubeln und kehrte nach Katharinenfeld zurück. Zunächst bot er das neu erworbene Gut seinem Bruder an, der sich jedoch nicht mit dem Gedanken an einen Wegzug anfreunden konnte. Der Betrieb in Akstafa wurde also vorläufig von einem Verwalter bewirtschaftet und nach wenigen Jahren wieder verkauft, denn inzwischen hatte sich eine neue Gelegenheit ergeben, die unglücklichen familiären Verstrickungen zu lösen.

Wenige Monate nach dem oben beschriebenen Ausflug erhielt Eduard Horlacher, der vor rund zwei Jahren mit seiner Familie in eine geräumigere Wohnung umgezogen war, von einem «Tataren-Fürst» das Angebot, dessen Landgut «Wank» zu übernehmen. Gewichtige Vorteile gegenüber «Akstafa» ergaben sich aus der Nähe des Objekts (es lag nur etwa 8 km ausserhalb Katharinenfelds), aus dem guten Zustand der dortigen Pflanzungen und dem relativ tiefen Kaufpreis von 5000 Rubeln (= ca. 15 000 Franken). Das Gut umfasste 3½ ha schönes, gut bestocktes Rebland, 1 ha Ackerland, ein statt-

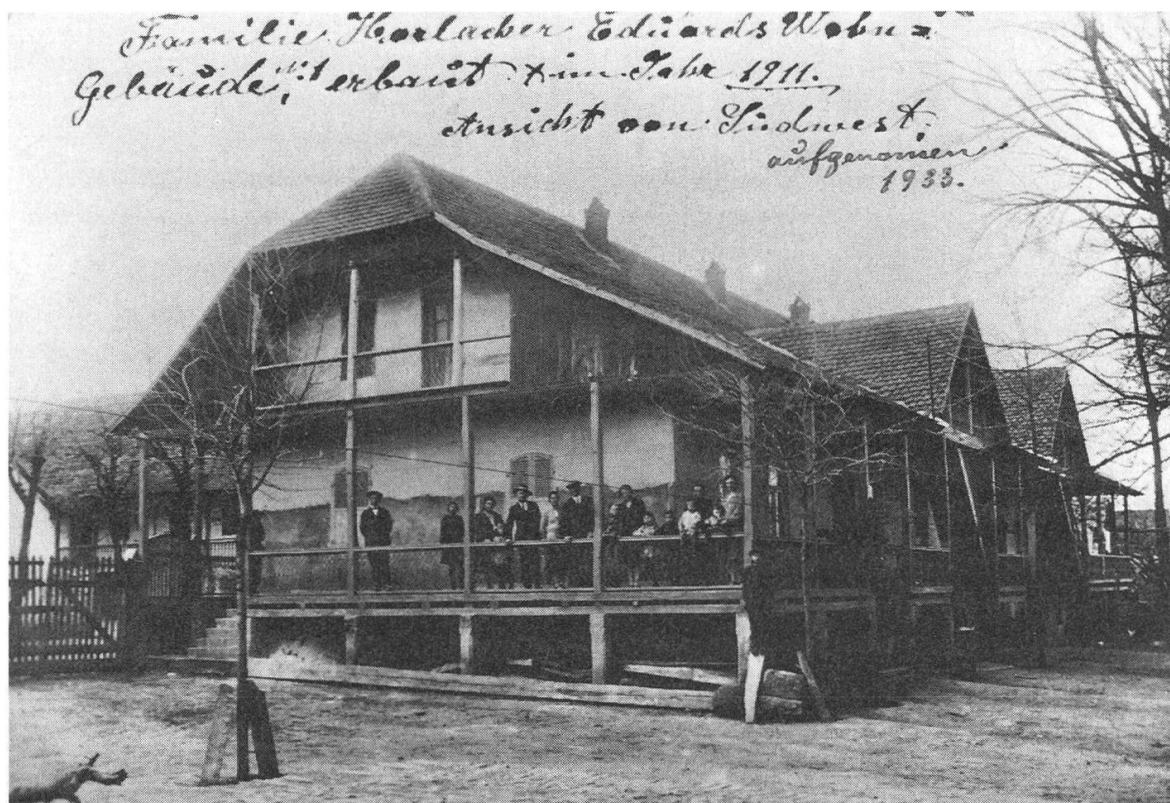
liches Wohnhaus und $\frac{1}{2}$ ha Umschwung. Anscheinend zeigte auch Theophil vom ersten Moment an Interesse, denn er war es, der «in mohammedanischer Sprache» die Sache mit dem Verkäufer aushandelte. Von einem Schweizer Freund erhielten sie eine auf 5 Jahre rückzahlbare Anleihe, so dass auch die Finanzierung gesichert war. Im November 1907 kam das Gut «Wank» so in den Besitz der Familie Horlacher. Und als die Weinjahre 1908/09 so hervorragend ausfielen, dass schon $\frac{2}{3}$ der Anleihe zurückgezahlt werden konnten, entschloss sich Theophil 1910, mit Frau und Kind dorthin umzuziehen. Eduard schrieb: «Ich sah meinen Bruder darauf sehr lange nicht mehr.»

Natürlich war keine Rede davon, dem Gang der Dinge nun ihren Lauf zu lassen. Eduard hatte neue Energien gesammelt und begann sogleich mit der Planung für ein eigenes Wohnhaus. Es sollte über dem vor Jahren erbauten Weinkeller errichtet werden. Nachdem er die Pläne selber gezeichnet hatte, überlegte sich Horlacher eine ganz ungewöhnliche Folge der Bauarbeiten: «Ich begann mit dem Dach.» Das will heissen, er bestellte zuerst die Dachziegel, deren Lieferfristen bedeutend länger waren, als dies beim übrigen Material der Fall war. Nach und nach füllte sich der Bauplatz mit Balken aus Eichenholz, mit Dachlatten, Sand, Kalk und Steinen. Horlacher kettete nun einen grossen, zottigen, sehr bissigen «Bärenhund» im Hof an und bemerkte lakonisch dazu: «Es wurde nichts gestohlen.»

Im Frühling 1911 war Baubeginn, und schon im Oktober des gleichen Jahres zog die Familie ein. Nachzutragen bleibt, dass inzwischen fünf weitere Kinder auf die Welt gekommen waren. Der Tod raffte aber wieder zwei von ihnen dahin, so dass mit dem erst 1919 geborenen Nachzügler schliesslich sechs Kinder überlebten.

Der Wohlstand war mit dem stattlichen, neuen Haus auch äusserlich sichtbar geworden. Doch Eduard Horlacher plante und baute weiter: 1914 errichtete er ein weiteres, etwas kleineres Wohnhaus mit einem Eiskeller darunter, im gleichen Jahr einen Pferde- und Viehstall mit Scheunenanbau und 1916/17 schliesslich im Mühlehof einen grösseren Doppelstall für das Zugvieh der Kunden, nebst Schweine- und Hühnerstall.

Aller unternehmerische Geist vermochte aber ein weiteres familiäres Problem nicht zu lösen. Wie oben erwähnt, war der jüngere Bruder Friedebert schon kurz nach der Jahrhundertwende als psy-



Das Wohnhaus der zweiten Generation.

chisch Kranker aus der Schweiz nach Katharinenfeld zurückgeschickt worden. Der bärenstarke Mann, der zwei zentnerschwere Käselaibe ohne grössere Anstrengung durchs Haus zu tragen vermochte, verhielt sich seltsam apathisch und bereitete der Familie auch sonst durch sein merkwürdiges Verhalten einige Sorgen. So war man froh, als er in einer Käserei in Kars, etwa 300 km südwestlich von Tiflis, eine Anstellung fand. Wenig später tauchte er aber wieder auf. Er hatte seinen Meister zusammengeslagen und war mit einem ordentlichen Stück Käse einfach weggelaufen, ohne sich um seine Habseligkeiten gekümmert zu haben. Wochen-, monate- und jahrelang streunte er nun in der Gegend umher, blieb manchmal über längere Zeit verschwunden, ohne dass jemand wusste, wo genau er sich aufhielt, und brachte die Familie durch sein aufbrausendes Wesen wie durch seine Unberechenbarkeit in Nöte. Man er-



Der Horlachersche Besitz, wie er sich bei der Abreise der Familie präsentierte.

wog die Einlieferung in die Irrenanstalt von Tiflis, doch wurde er dort abgewiesen, weil er nicht gemeingefährlich sei und die Anstalt ohnehin überbelegt war. Regelmässig richtete er grössere Schäden in den Obstgärten und den Weinbergen an; er riss Äste von den Bäumen, um einige wenige Kirschen zu erreichen, und er schlug ganze Weinstöcke um, wenn er eine einzige Traube pflücken wollte.

Ganz besonders muss seine Mutter, Marie Louise Horlacher-Gygax, unter diesem Alpdruck gelitten haben. Die Lebenskräfte der über siebenjährigen Frau liessen zusehends nach. Da wurde Friedebert von einer heftigen Durchfallerkrankung befallen. Er erholte sich nicht mehr und verschied 1921. Als man der inzwischen bettlägerig gewordenen Mutter die Nachricht vom Tode ihres Soh-

nes überbrachte, soll sie gesagt haben: «Dann kann ich jetzt auch gehen», und sie starb noch am gleichen Abend in ihrem 76. Lebensjahr. Die beiden wurden unter Mitwirkung der Katharinenfelder Blasmusik in einem Doppelgrab beerdigt.

*

Inzwischen veränderte sich die Welt. Der Erste Weltkrieg verwüstete Teile Europas. Die deutschen Truppen drangen bis nach Katharinenfeld vor, mussten sich aber schon bald wieder zurückziehen. Russland wurde durch die Revolution von 1917 erschüttert; die ganze zaristische Ordnung brach zusammen. Unter der Führung der Bolschewiki ergriffen die Sowjets die Macht; die kommunistische Partei begann ihre Herrschaft aufzubauen. Fernab von Moskau und St. Petersburg dauerte es lange, bis man den Ernst der Lage zu spüren bekam. Im Gegenteil: Georgien erlebte eine kurze, von grossen Hoffnungen bestimmte Periode der Unabhängigkeit. Alle europäischen Grossmächte anerkannten seine Eigenstaatlichkeit, und auch die Sowjetunion unterzeichnete im Mai 1920 einen entsprechenden Vertrag. Doch schon im folgenden Februar überschritten sowjetische Streitkräfte die georgische Grenze, offenbar auf Betreiben des Georgiers Jossif Dschugaschwili, genannt Stalin.

Um den wirtschaftlichen Zusammenbruch nach dem russischen Bürgerkrieg aufzuhalten, leitete Lenin 1921 die «Neue Ökonomische Politik» (NEP) ein. Dieses Übergangsstadium mit privatwirtschaftlichen Zugeständnissen ermöglichte es den Bolschewiki, ihre Macht zu festigen.

Was wurde von all diesen welthistorischen Ereignissen in Katharinenfeld, im Hause Horlacher, spürbar? – Nicht viel. Wenigstens lassen die schriftlichen Aufzeichnungen und die mündlichen Aussagen diesen Schluss zu. Keine Rede von grossen Umwälzungen, von Widerstandskämpfen oder von irgendwelchen Massenveranstaltungen. Die deutschen Truppen hatte man, wie erwähnt, kommen und gehen sehen und hatte bei deren Abzug auch davon profitiert, dass sie begehrtes Armeematerial an die Bevölkerung verhökerten, wie zum Beispiel Feldstecher oder sogar Pistolen. Als Selbstversorger bekam man auch die Hungersnot von 1920 nur indirekt mit, indem immer wieder Menschen aus den umliegenden Siedlungen in der

Mühle vorsprachen und um Unterstützung baten. Die darauffolgende Geldentwertung wurde im Dorf sichtbar, wo täglich die neuen Wechselkurse angeschlagen wurden.

Immerhin kam es zu Beginn der zwanziger Jahre in Katharinenfeld zu einem Scharmützel zwischen Armeniern und Grusiniern, in welches die Familie Horlacher indirekt verwickelt wurde. In einiger Entfernung des Dorfes war eine armenische Kanone postiert; ihr standen zwei Maschinengewehre der Grusinier gegenüber, das eine befand sich neben der Horlacherschen Mühle, das andere sogar im Hause, im oberen Stockwerk. Es kam bei schwachem Schnellfall zu einem kurzen Schusswechsel, den die Familie im Keller miterlebte. Die Kanone verstummte, und auf einem Karren wurden Tote und Verwundete ins Dorf gebracht. Seltsamerweise blieb ein Maschinengewehr im Hause vergessen, was natürlich einiges Kopfzerbrechen bereitete, denn der Besitz einer derart wirkungsvollen Waffe konnte in mancherlei Hinsicht lebensgefährlich sein. So versenkte man das Gerät kurzerhand in der Latrine, wo es noch heute liegen dürfte.

Inzwischen war die dritte Generation Horlacher herangewachsen. Bekanntlich lebte die Familie des 1919 verstorbenen Theophil Horlacher ausserhalb des Dorfes im Gute «Wank», während Eduard, über dessen Verhältnisse wir wesentlich besser informiert sind, in der Mühle verblieb und von dort aus auch Reb- und Ackerbau sowie eine erfolgreiche Bienenzucht betrieb. Schon 1922 wurde die Mühle vom sowjetischen Staat konfisziert; er bot sie den ehemaligen Eigentümern aber sogleich zur Pacht an. Eduards Stolz liess aber ein solches Abhängigkeits-Verhältnis nicht zu. Er trat zu Gunsten seines ältesten Sohnes Walter zurück, der nun die ganze Wirtschaft weiter betrieb, wobei ihm seine Geschwister zur Seite standen, soweit sie dazu schon in der Lage waren.

In der Zeit von 1925 bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurden die Verhältnisse für die Schweizer in Georgien aber immer schwieriger, und auch die Familie Horlacher erlebte am eigenen Leibe die verschiedenen Abstufungen von Repressalien und von Amtswillkür, gegen die man sich als Ausländer und «Kulake» (mittlerer Bauer) nicht zur Wehr setzen konnte, da es dafür überhaupt keine gesetzlichen Grundlagen gab oder diese nicht respektiert wurden. Gemäss den Erinnerungen der heute noch lebenden Zeu-

gen der Familie wurde der Pachtpreis der Mühle dauernd und massiv erhöht, und dasselbe geschah mit den Steuern. Alle möglichen Besitztümer wurden konfisziert, «ausgeliehen», und in jämmerlichem Zustand zurückgebracht oder direkt versteigert. Die Familie Horlacher verlor so zum Beispiel ein Pferd und ein damals noch rares Fahrrad. Es kam zu willkürlichen Verhaftungen und weiteren Polizeimassnahmen: Häuser wurden umstellt und unter fadenscheinigem Vorwand durchsucht, wobei regelmässig irgendwelches Mobiliar «verschwand»; wildfremde Arbeiter wurden gebracht, denen man Wohnraum zur Verfügung stellen musste; alle sechs Monate hatte man die Niederlassungsbewilligung zu erneuern, und bereits kam es zu den ersten Zwangsausweisungen und Deportationen. Man war nicht mehr «bei sich».

Die Bindung an die vertraute Umgebung war aber so gross, dass zunächst erst wenige daran dachten, ihrem Schicksal eine Wende zu geben. (Theophils Sohn Reinhold, der schon 1919 in die Schweiz reiste, nimmt darum hier eine Sonderstellung ein.) Das soziale Gefüge bestand auch nach den ersten Kollektivierungen weiter, und das Leben hatte nach wie vor seine Reize. Es gab in Katharinenfeld eine Theatergruppe, zwei Chöre, eine Bläserkapelle und ein Streichorchester. An Wochenenden oder bei besonderen Anlässen gab es Tanzunterhaltungen im «Lustgarten», wo der deutschsprachige Bevölkerungsteil und manchmal auch einige Armenier zu Walzer-, Marsch- und Polkamusik tanzten. Man veranstaltete Turn-, Schützen- und in der Fasnachtszeit auch Kostümfeste. Ganz besonderer Wertschätzung erfreute sich die Jagd, zu der man jeweils gleich mehrere Tage lang auszog. In grösseren Gesellschaften stellte man den verschiedensten Tieren nach und schoss unter anderem Rebhühner, Fasane, Hasen, Füchse, Wildkatzen und Wildschweine in grosser Zahl. Man sang deutsche und russische Volkslieder, pflegte die Hausmusik und setzte sich auch gelegentlich zu Karten- und Brettspielen zusammen. Feste Familiengruppierungen, eigentliche Cliques, trafen sich immer wieder zu gastronomischen Grossveranstaltungen, denn der Speisezettel war so reichhaltig wie eh und je: Zum Spiessbraten – meist aus Schafffleisch – gab es je nach Jahreszeit die verschiedensten Gemüse wie zum Beispiel Peperoni, Tomaten, Bohnen, Zwiebeln, Rettiche oder mit Eichenlaub eingemachten Kabis. Man ass Kartoffeln und Reis mit Dörrfrüchten. Überhaupt

erntete man alle nur denkbaren Früchte und zwar – dank dem günstigen Klima – durchwegs in überdurchschnittlicher Qualität; Brot buk jede Familie selber. Dazu kamen reichlich Milchprodukte wie Käse, Quark, Butter und Joghurt. Getrunken wurden vor allem Tee und Wein, der in gewaltigen Mengen floss: Der durchschnittliche Jahreskonsum pro Kopf der deutschstämmigen Bevölkerung wurde im Jahre 1905 mit 153,7 Liter angegeben. Im Vergleich dazu machen sich die entsprechenden Zahlen für Russland (3,3 Liter), Deutschland (5,7 Liter) und die Schweiz, die es immerhin auch auf 60,7 Liter brachte, recht bescheiden aus.

Und nach wie vor gingen die Menschen den altvertrauten Arbeiten nach, auch wenn der Ertrag daraus nicht mehr in die eigene Tasche floss. Die oben angesprochenen Kollektivierungsmassnahmen brachen nach und nach den unternehmerischen Geist selbst dort, wo zunächst auch Vorteile in den neuen wirtschaftlichen Gegebenheiten sichtbar waren. Schon kurz nach der Jahrhundertwende hatte nämlich ein deutscher Agronom in einer ausführlichen, detaillierten Publikation auf verschiedene Missstände in den Bereichen Bewässerung, Düngung, Ackereinteilung, Viehwirtschaft und Rebbau aufmerksam gemacht und dringend empfohlen, man möge sich zu Interessenverbänden zusammenschliessen, da die ungeheuren Aufgaben vom Einzelnen gar nicht mehr bewältigt werden konnten.

Es war also nicht ein einziges, isoliertes Ereignis, das die Gedanken an die angestammte Heimat wieder aufleben liess; die andauernden Repressalien und kleinen Schikanen sowie die zunehmende Ungewissheit um die materielle und persönliche Sicherheit führten aber zu einer wachsenden Bereitschaft, sich nach neuen Horizonten umzusehen.

*

Der erste «Rückkehrer» war Walter Horlacher-Thumm (1899–1952), der älteste Sohn des dynamischen Eduard Horlacher. Er betrat wie erwähnt im April 1931 mit seiner Familie erstmals Schweizer Boden. Obwohl seine Abreise in Katharinenfeld noch in aller Ruhe vorbereitet worden war, erreichte er seine angestammte Heimat als mittelloser Mann. Wenig später war die Reihe an Adele Ammeter-Horlacher (geboren 1908), die mit ihrem Gatten und zwei

Kindern im August 1931 eintraf. Ihnen folgte im Dezember 1933 der jüngste Bruder Eduard Helmut (geboren 1919). Im Mai 1934 standen dann mit der Familie Emil Albin Horlacher (geboren 1910) auch die schon alternden Eltern Eduard und Marie Horlacher-Kurz an der Grenze, und im November 1937 kam Hugo Horlacher (geboren 1904) mit seiner Familie.



*Familie Horlacher-Kurz. Von links nach rechts: Emil Albin (*1910), Walter (1899–1952), Vater Eduard (1871–1957), Hugo (1904–1988), Mutter Marie (1874–1950), Fanny Louise (1906–1988) und Adele Judith (*1908). Noch fehlt der erst 1919 geborene Eduard jun.*

Als letzte und unter besonders dramatischen Umständen reiste Fanny Louise Stark-Horlacher (1906–1988) mit ihren beiden Söhnen Erwin und Meinhard. Den Gatten, den deutschstämmigen Wilhelm Stark, hatte sie zurücklassen müssen. Ehemals deutsche Kolonisten erhielten als Bürger des Sowjetstaates schon längst keine

Ausreisebewilligung mehr. Er hatte sich auf dem Bahnhof Tiflis von seiner Familie verabschiedet, in der festen Überzeugung, die Trennung sei nur von kurzer Dauer. Wenig später wurde er deportiert; er verschwand in einem russischen Gefängnis, wo er unter ungeklärten Umständen starb. Nur den hartnäckigen Bemühungen Fanny Starks war es zu verdanken, dass sie wenigstens die Kinder in die Schweiz mitnehmen durfte. Mit dem Grenzübertritt waren aber noch längst nicht alle Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt, denn die Familie galt hier als staatenlos und konnte darum mit keinerlei Unterstützung rechnen. So entschloss sich Fanny zu einer, wie sie glaubte, vorübergehenden Scheidung. Prompt erhielt sie das Umiker Bürgerrecht zurück, womit die Möglichkeit gegeben war, wenigstens die ärgsten Anfangsschwierigkeiten in der fremden «Heimat» zu mildern.

Wenige Monate, im Mai 1938, vorher war auch Franz Horlacher (1904–1958) vom Landgut «Wank» kommend in der Schweiz eingetroffen.

Um einen Eindruck von den Umständen der Rückwanderung zu vermitteln, sei hier die Reise der Familie Emil Albin und Getrud Horlacher-Stark etwas ausführlicher geschildert, die ja im Mai 1934 stattfand und somit so etwas wie eine Mittelstellung im zeitlichen Ablauf aller «Rückreisen» einnimmt.

Emil Albin Horlacher und Getrud Stark hatten am 4. Februar 1930 geheiratet. Die Braut war in Grünfeld aufgewachsen, einer erst 1905 gegründeten deutschen Kolonie in West-Aserbeidschan. Ihr Vater war Ingenieur und 1907 Mitbegründer der dortigen Winzer-genossenschaft, die sich um die Verbesserung der Anbaumethoden in den Rebbergen, um eine produktgerechte Kelterung sowie um gezielte Qualitätskontrollen bemühte, die einen sicheren Absatz des Weines gewährleisten sollten. Im Jahre 1929 wurde in Grünfeld die Kollektivierung zwangsweise durchgeführt. Mit völlig übersetzten Steuerforderungen «überzeugte» das Sowjetregime noch zögernde Grünfelder, sich der Kolchose anzuschliessen, darunter auch den Vater, Heinrich Stark. In dieses Umfeld trat nun Emil Horlacher ein, der sich nach seiner Hochzeit entschloss, mit seiner Frau nach Grünfeld zu ziehen und sich hier ebenfalls als Weinbauer zu betätigen. Heinrich Stark hatte seiner Tochter die Hälfte des eigenen Reblandes in die Ehe gegeben, so dass deren Existenz gesichert

war. Doch nach einigen wenigen Jahren mit guten Erträgen traten der Kolchose eine ganze Anzahl von wenig sachverständigen «Winzern» verschiedenster Herkunft bei, die hier von der jahrzehntelangen Vorarbeit profitieren konnten, ohne sich allzusehr anstrengen zu müssen. Dies führte zu einer stetigen Verminderung der Qualität der Reben. Statt die Ursachen des sich abzeichnenden Übels an der Wurzel zu bekämpfen, mussten Sündenböcke her; es kam zu willkürlichen Verhaftungen und Verurteilungen.

Die Eheleute Horlacher-Stark hatten inzwischen zweimal Nachwuchs bekommen. Doch der Gesundheitszustand des 1931 geborenen Knaben Gerhard war schlecht; er litt an Kinderlähmung, und ein Arzt in Tiflis empfahl den Eltern die Reise in die Schweiz, weil dort die besseren Heilungsaussichten bestünden als in Georgien. Dies war der unmittelbare Anlass, der zur Ausreise führte, nicht etwa wirtschaftliche Not oder politisch begründetes Unbehagen, obwohl solche Motive gewiss ebenfalls eine Rolle spielten. Niemand rechnete mit einem definitiven Abschied. Man lebte vielmehr der Hoffnung, die Zustände würden sich in ein, zwei Jahren soweit gebessert haben, dass mit der Heilung des Knaben auch wieder die Rückkehr aus der Schweiz möglich würde.

So bereitete man sich weder gedanklich noch materiell besonders intensiv auf die Reise oder gar auf die Schweiz vor; man betrachtete das Ganze mehr als ein Abenteuer. Die Familie hatte nur sehr verschwommene Vorstellungen davon, was ihrer warten würde. Die Eltern packten einige Bettwaren und Kleider zusammen, zwei Teppiche, etwas Geschirr und einige weitere Kleinigkeiten. Das ganze Gepäck wurde drei Tage vor der Abreise auf einem Provinzbahnhof aufgegeben und musste später in Moskau von Emil Horlacher tagelang auf fünf verschiedenen Stationen zusammengesucht werden. Dann deckte man sich mit reichlich Proviant ein: mit drei geräucherten Schinken, gebratenen Hühnern und mit Zwieback. Geld durfte die Familie praktisch keines ausführen. Hingegen wurde für die lange Reise noch die ganze Garderobe erneuert. Einige Kollegen begleiteten die Reisenden zur Bahn, doch gab es keine grossen Abschiedsszenen; man wollte sich ja bald wieder sehen. Eduard und Marie Horlacher-Kurz stiegen in Tiflis zu.

Die Reise verlief bis Moskau durchaus komfortabel. In den Zügen gab es schon damals gute Speisewagen. Ausserdem konnte man in allen grossen Bahnhöfen Lebensmittel einkaufen; der Aufenthalt dauerte jeweils recht lang. In jedem Wagen hatte man die Möglichkeit, warmes Wasser oder Tee zu bekommen; Zugbegleiter versorgten die Reisenden mit allem Notwendigen. Die Familie fuhr von Tiflis bis Moskau in Erstklasswagen, in denen es sogar Betten hatte, so dass man gut schlief.

Nach drei Tagen erreichte die Reisegesellschaft Moskau. Hier trat man sofort in Kontakt zum Roten Kreuz, welches die Organisation und – mit Bundesgeldern – die Finanzierung der Weiterreise übernahm. Über Minsk, Warschau und Berlin langte man schliesslich in Basel an. Natürlich waren alle von der langen Fahrt mit zwei kleinen Kindern sehr müde, und entsprechend verschwommen sind die Erinnerungen. Im Badischen Bahnhof musste man zuerst eine Läuse-Untersuchung über sich ergehen lassen; dann wurde man von einem uniformierten Beamten in ein Restaurant geführt und dort gratis verpflegt.

In Brugg war es der Umiker Gemeindeschreiber, der die Heimkehrer am 22. Mai 1934 um 11.56 Uhr am Bahnhof abholte. Statt der angekündigten zwei Personen fand er jedoch eine sechsköpfige Familie vor. Er steckte ihnen sogleich 15 Franken Begrüssungsgeld zu, und Gemeinderat Weibel brachte sie samt dem Gepäck im Auto nach Umiken, wo ihnen im Restaurant Hauser (heute: Löwen) ein Mittagessen serviert wurde. Während Eduard und Marie Horlacher-Kurz zu ihrem Sohn Walter nach Lenzburg weiterspeditiert wurden, bezog die Familie Emil Horlacher-Stark vorübergehend Quartier bei Gustav Bertschi, Sigrist. Schon zwei Tage später zog aber auch sie nach Lenzburg und schliesslich zur Familie Ammeter-Horlacher nach Staufen, so dass nun wieder ein guter Teil der Russland-Horlacher beisammen war.

*

Die Gemeinde Umiken geriet durch all die Rückkehrer in arge Verlegenheit. Wegen der misslichen wirtschaftlichen Lage, in der sich die Schweiz in den dreissiger Jahre ohnehin befand, war es für die Auslandschweizer ausserordentlich schwierig, hier Tritt zu fassen. Da sie alle im familieneigenen Landwirtschafts- und Mühlebe-

trieb tätig gewesen waren, hatte auch niemand im fernen Georgien beizeiten an eine solide Berufsausbildung gedacht. Es blieb nichts anderes übrig, als sich in der schon überlangen Schlange von Arbeitslosen weit hinten anzustellen. Dies muss vor allem auch psychologisch eine überaus mühsame Situation gewesen sein, denn zu Hause in Katharinenfeld war man alles andere als ein Niemand gewesen. Einige Familienmitglieder konnten sich denn auch nur sehr schwer mit ihrer Lage abfinden und sollten noch nach Jahrzehnten der verlorenen Selbständigkeit dem ungebundenen Leben und dem früheren Wohlstand nachtrauern.

Mit dem Grenzübertritt war, wie gesagt, der ganze materielle Wohlstand dahin. Schon Walter Horlacher-Thumm hatte 1931 am russisch-polnischen Zoll eine Summe von 2400 Rubeln gegen eine Quittung verloren, die nicht mehr als ein Fetzen Papier war. Und Meinhard Stark, der jüngere Sohn von Fanny Louise Stark-Horlacher, erinnert sich genau, wie er 1938 als Neunjähriger Zeuge der erniedrigenden Szene wurde, als ein russischer Grenzsoldat seiner Mutter nicht nur alle Wertsachen abnahm, sondern ihr auch noch eine Schmuckkette vom Halse riss, ohne das Schloss zu öffnen. Alles gegen Quittung, versteht sich.

Während sich nun die arbeitsfähigen Glieder der Familie Horlacher um einen Arbeitsplatz bemühten, waren sie auf die Unterstützung durch die öffentliche Hand angewiesen. Dieser Umstand soll hier an drei Beispielen verdeutlicht werden.

Walter Horlacher-Thumm erklärte bei seiner Ankunft 1931, jede Arbeit annehmen zu wollen, hätte jedoch aus naheliegenden Gründen den Müllerberuf vorgezogen. Nach grossen Anstrengungen gelang es ihm schon innerhalb von rund zwei Wochen, eine Anstellung in der Konservenfabrik Lenzburg gegen einen Stundenlohn von einem Franken zu erhalten. In dieser Zeit versuchte der Gemeinderat Umiken, über die aargauische Direktion des Innern an das schweizerische Justiz- und Polizeidepartement zu gelangen und dort um eine namhafte Unterstützung für die Russland-Heimkehrer zu ersuchen. Tatsächlich erhielt er im darauffolgenden Monat einige Möbelstücke und Küchengeschirr, im September dann allerdings auch die unter den gegebenen Umständen etwas seltsam anmutende Aufforderung zur Nachzahlung des Militärpflichtersatzes für die letzten zehn Jahre.

Im Frühjahr 1932 war Walter Horlacher wieder arbeitslos. Umiken wurde von neuem aktiv, was nicht nur aus einer menschlichen Regung zu verstehen war, sondern auch aus der Angst, dass die notleidende Familie der Umiker Armenkasse vollends zur Last fallen könnte, und «so weit dürfen wir es natürlich auf keinen Fall kommen lassen». Horlacher wollte diesen Zustand aber nicht länger ertragen. Im Mai 1932 gelangte er mit der Bitte an die Umiker Behörden, ihm eine einmalige grössere Summe für die Rückkehr nach Russland zur Verfügung zu stellen. Er «begründet nun seinen Entschluss damit, dass er in Russland noch bedeutende Vermögenswerte besitze, welche bei noch längerer Abwesenheit für ihn verloren gehen würden». Er hoffe, dass, wenn er sich selbst nach Russland begeben, er vielleicht mit der Zeit doch noch liquidieren könne. Die Familie wolle er inzwischen in der Schweiz lassen. «Sollte nun Horlacher seine Absicht, nach Russland zurückzukehren, ausführen, würde seine Familie natürlich unserer Gemeinde zur Last fallen, da er dieselbe weder mitnehmen, noch von Russland aus unterstützen könnte. Es ist vollständig ausgeschlossen, dass unsere Gemeinde einer solchen Verpflichtung nachkommen könnte. Für uns ist es auf alle Fälle günstiger, wenn Horlacher in der Schweiz bleibt.» Er blieb dann auch.

Obwohl selbst der Gemeinderat Umiken attestierte, Walter Horlacher sei «ein solider, arbeitsamer Mann», dauerte es noch Monate, bis er wieder zu einer Anstellung kam, diesmal in einem Baugeschäft. Doch auch das war nicht mehr als eine befristete Übergangslösung. Umiken leistete neuerdings Barunterstützungen und half bei der Stellensuche und bei der Abfassung von Gesuchen an kantonale und eidgenössische Stellen. Endlich gelang es ihm im August 1933, eine Arbeitsplatz bei der Firma Bally in Dottikon zu finden, «wovon mit Befriedigung Notiz genommen» wurde.

Nicht viel besser erging es Emil Albin Horlacher, dessen Reise aus Grünfeld in die Schweiz oben schon kurz skizziert wurde. Die Gemeinde Umiken konnte nicht umhin, auch ihm mit verschiedenen Unterstützungsleistungen über die erste Zeit hinwegzuhelfen. Immerhin erhielt er, wie zuvor schon Walter Horlacher, vom Bund eine ansehnliche Rückvergütung an die Reisekosten. Im weiteren kümmerten sich auch Gemeindemitglieder des Pfarramts Lenzburg um die Familie. Mit Hilfe der Behörden konnte zudem einiger

Hausrat angeschafft werden. Offenbar spielte auch Emil Horlacher mit dem Gedanken, die Schweiz wieder zu verlassen. Im Unterschied zu seinem Bruder wollte er aber nicht nach Georgien zurückkehren, sondern nach Argentinien weiterreisen. Die hohen Reisekosten und wohl auch der Widerstand seiner Frau, die inzwischen ein drittes Kind geboren hatte, dürften jedoch dazu beigetragen haben, dass er diese Südamerika-Träume fallen liess. Zudem gelang es ihm nach einigen vergeblichen Bemühungen, bei der Firma Wisa Gloria eine feste Anstellung zu finden.

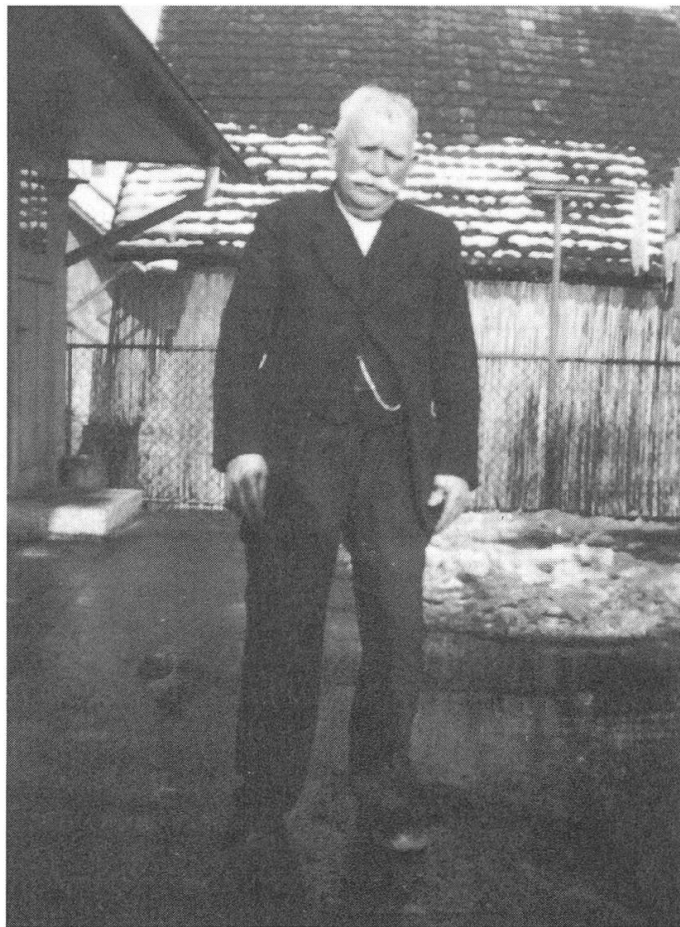
Komplizierter gestalteten sich die Dinge bei Franz Horlacher, dem Cousin der beiden vorerwähnten Walter und Emil. Von seinem Landgut «Wank» vertrieben, aus Russland ausgewiesen, langte er mit seiner Frau und deren Sohn aus erster Ehe am 6. Mai 1938 in Brugg an. Er hatte sogar das ganze Gepäck, bestehend in der Hauptsache aus Bettzeug und Kleidern, in Moskau verloren. Die Familie wurde vorläufig «bei Frau Meier» in Umiken untergebracht und erhielt ein Kostgeld von acht Franken pro Tag. Nun begann auch bei ihm die Suche nach einem Arbeitsplatz. Nacheinander gelangten der Gemeinderat und Horlacher selbst an die verschiedensten Firmen, so zum Beispiel an die BBC, die Kabelwerke und an die Firma Oederlin in Baden, doch alle mussten wegen Arbeitsmangel negativen Bescheid geben. «Horlacher ist durch seine Arbeitslosigkeit seelisch so aus dem Gleichgewicht gebracht worden, dass dem Manne unbedingt Arbeit verschafft werden muss», steht in den Umiker Gemeinderatsprotokollen.

Zunächst besorgte man ihm aber eine freie Wohnung in Hausen und sah den Ankauf von einigem Hausrat im Werte von 2500 Franken vor; der Gemeinde trug dies prompt einen Rüffel der zuständigen kantonalen Stelle ein, die bemängelte, der Gemeinderat spiele sich eher als Anwalt des «Unterstützungsansprechers» auf, als nach armenfürsorgerischen Grundsätzen zu handeln. «Ein solches Verhalten käme einer Sabotage des neuen Armengesetzes gleich etc. etc.» Die Kosten für den tatsächlich beschafften Hausrat beliefen sich aber immer noch auf rund 1500 Franken. Wie seine Vettern erhielt auch Franz Horlacher vom Bund einen Beitrag von über 1000 Franken an die Reisekosten. Und endlich fand er dann eine Stelle in der chemischen Fabrik Hausen.

*

Rein materiell kam man von Seiten der Behörden den Russlandschweizern im Rahmen der eigenen Möglichkeiten also entgegen, und zwar über Jahre. Etwas anders sah es im zwischenmenschlichen Bereich aus. Vor allem die erste Zeit war schwierig. Gastfreundschaft, wie man sie in Georgien gelebt hatte, kannte man hier nicht. Der schwäbische Dialekt, den die Horlachers aus Katharinenfeld mitgebracht hatten, erschwerte es oftmals, in jener Zeit der wachsenden Deutschfeindlichkeit in einen unbelasteten Kontakt zur schweizerischen Bevölkerung zu treten. Zudem stiess man immer wieder auf Unverständnis, weil man aus dem vermeintlichen «Arbeiterparadies» weggezogen war. Besonders «der kleine Mann» hatte in der Schweiz wohl völlig wirklichkeitsferne Vorstellungen von dem, was sich in der Sowjetunion tatsächlich abspielte. Weitere Probleme ergaben sich aus dem Aufenthalt in dem unbekannten Land mit seinen fremden Gepflogenheiten.

*Der einstige Kulake
Eduard Horlacher-
Kurz als betagter
Mann in der Schweiz.*



Was den Vater, Eduard Horlacher-Kurz, betrifft, war er es immer gewohnt gewesen, den Menschen Anordnungen zu erteilen und zu den Leuten auf eine gewisse Distanz zu gehen. So blieb er ein stolzer Mann mit ausgeprägten Charaktereigenschaften, und er wiederholte zeitlebens: «Ich bin au emol öpper gsi.» Nach Aussagen des heutigen Umiker Gemeindeschreibers, der ihn noch persönlich gekannt hat, soll er auch im hohen Alter das Personal und die Insassen des Altersheims, in dem er untergebracht gewesen war, herumkommandiert haben. Er hatte schon 1948 durch einen leichten Hirnschlag das Gehör ganz verloren und war darum geräuschunempfindlich, was für seine Umgebung nicht immer ganz einfach gewesen sein muss. Im Juni 1957 wurde er ins Pflegeheim Muri überwiesen, wo er wenige Monate später, am 21. Oktober, starb.

Adele Ammeter-Horlacher und ihr älterer Bruder Hugo wanderten mit ihren Familien 1937 resp. 1952 nach Kanada weiter, wo heute ihre Nachkommen leben. Und von Theophils Nachfahren sind einige in Georgien geblieben, doch ist der Kontakt zu ihnen praktisch eingeschlafen.

*

Die Zahl der Nachkommen des Auswanderers Jakob Horlacher, die sich noch aus eigenem Erleben an das ferne Georgien erinnern, ist schon stark geschmolzen. Sie haben heute alle ein gesichertes Leben. Äusserlich geht es ihnen gut, und sie haben sich mit ihrem Schicksal abgefunden. Und doch hängen alle mit ihren Herzen am Lande ihrer Jugend, «der geliebten Heimat, welche man nicht zu schätzen vermag, solange man ihr nahe ist, und nach welcher man sich umso heftiger sehnt, je unerreichbarer sie geworden.» So schrieb es ein georgischer Dichter. Und die bald 87 Jahre alte Witwe von Franz Horlacher meinte genau das, als sie mir am Telefon sagte: «Schon morgen würde ich zurückreisen, wenn ich die Möglichkeit dazu hätte.»

Peter Belart

Quellen- und Literaturverzeichnis

Gemeindearchiv Umiken:

Protokolle der Ortsbürgerversammlung
Protokolle des Gemeinderates
Akten des Gemeinderates
Steuerbücher 1850/56
Fertigungsprotokolle 1835/1859
Inventarien-Protokoll 1871–85
Vormundschaftsakten: Pflugschafts-Rechnungen
Lagerbücher 1829, 1876, 1898
Beamten-Kontrolle
Verzeichnis der ausgestellten Heimatscheine
Bürgerregister
Zivilstandsakten

Staatsarchiv Aarau:

Protokolle des Regierungsrates
Akten des Regierungsrates C II c/1885 & I No. 3/1881–83
Volkszählung 1850

Bundesarchiv Bern:

Konsulatsakten E 2200 Tiflis, E 2400/Odessa & E 2400/Tiflis

Russlandschweizer-Archiv (Osteuropa-Abteilung des Historischen Seminars der Universität Zürich):

Akten betr. Rückkehrer
Tonbandkassette: Interview Josef Voegeli mit Eduard Horlacher jun.
(19.9.1981)

Privatakten und Aufzeichnungen Eduard Horlachers sen. (Im Besitz der Nachkommen)

Mündliche Befragungen der überlebenden «Rückwanderer» der Familie Horlacher

Literatur:

Allmendinger Ernst: Katharinenfeld, ein deutsches Dorf im Kaukasus. Neustadt 1989.

Bierbaum Paul Willi: Streifzüge im Kaukasus und in Hocharmenien 1912. Zürich 1913.

Bock Ulrich: Georgien und Armenien. Zwei christliche Kulturlandschaften im Süden der Sowjetunion. Köln 1988.

Hoffmann Paul: Die deutschen Kolonien in Transkaukasien. Berlin 1905.

Hofmann Tessa: Armenien und Georgien. Zwischen Ararat und Kaukasus. Leer 1990.

Krämer Werner: Grünfeld, ein deutsches Dorf im Südkaukasus. o.O.o.J.

Lang David Marshall: A modern history of Georgia. Westport/Connecticut 1975.

- Petzholdt Alexander*: Der Kaukasus. Eine naturhistorische sowie land- und volkswirtschaftliche Studie. 2 Bände. Leipzig 1866/67.
- Reisen im Kaukasus*. Berichte aus dem 19. Jahrhundert. Herausgegeben von Jürgen Breuste und Burkhard Malich. Leipzig 1987.
- Renz Alfred*: Kaukasus. Georgien, Aserbeidschan, Armenien. München 1985.
- Sanders A.*: Kaukasien. Nordkaukasien, Aserbeidschan, Armenien, Georgien. Geschichtlicher Umriss. München 1942.
- Schiesser Heinrich*: Eine Reise durch den Kaukasus 1887. Herausgegeben von Alfred G. Roth. Burgdorfer Jahrbuch 1986.
- Schrenk M. Friedrich*: Geschichte der deutschen Kolonien in Transkaukasien. Tiflis 1869.
- Schweiz – Russland. Beziehungen und Begegnungen. Herausgegeben von Werner G. Zimmermann. Zürich 1989.
- Schweizer im Zarenreich. Zur Geschichte der Auswanderung nach Russland. Zürich 1985.
- Tschudin Gisela*: Schweizer Käser im Zarenreich. Zur Mentalität und Wirtschaft ausgewanderter Bauernsöhne und Bauerntöchter. Diss. phil. I, Zürich 1990.
- Voegeli Josef*: Die Rückkehr der Russlandsschweizer 1917–1945. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit. Zürich 1979.
- Waldvogel Traugott*: Reisebilder aus dem Kaukasus. Schaffhausen 1897.